



Leseprobe

Simon Winder

Herzland

Eine Reise durch Europas historische Mitte zwischen Frankreich und Deutschland

»Kein Brite hat je besser über Europa geschrieben.« *The Sunday Times Sunday Times*

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 560

Erscheinungstermin: 25. Oktober 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein ebenso unterhaltsamer wie lehrreicher Trip durch Europas Herzland

Zwischen Amsterdam und Zürich, entlang des Rheins, erstreckt sich Europas Herzland – von Kaisern begehrt, von Armeen umkämpft, von Dichtern gepriesen. Wer Europa verstehen will, muss die Geschichte dieser Region kennen: den ständigen Zwist zwischen großen und kleinen Mächten, den Kampf zwischen Vereinheitlichung und trotziger Selbstbehauptung. Nicht zufällig befinden sich alle Institutionen der EU in der Region, die das Schicksal des Kontinents wie kaum eine andere widerspiegelt. Wunderbar leicht und höchst eigenwillig erzählt Simon Winder von diesem Herzland, mit all seinen Sonderbarkeiten voller Kultur, Schönheit und Schrecken: von Waterloo bis Verdun, von Asterix bis zu den Nibelungen, von Rubens bis Karl Marx, von Gouda bis zum Edeltwicker.



Autor

Simon Winder

Simon Winder, geboren 1963 in London, ist Cheflektor des englischen Verlags Penguin Books. Dort betreut er unter anderem die Bücher vieler bedeutender Historiker. 2010 erschien sein Bestseller »Germany, oh Germany: Ein eigensinniges Geschichtsbuch«, 2014 »Kaisers Rumpelkammer: Unterwegs in der Habsburger Geschichte« (Neuausgabe unter dem Titel »Die

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»Lotharingia – A Personal History of France, Germany and the Countries in-between«
bei Picador, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2023 by Pantheon Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2019 by Simon Winder

Copyright © 2020 der deutschsprachigen Ausgabe by Siedler Verlag, München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagabbildungen: © picture-alliance / akg-images / Erich Lessing;

© picture alliance / dpa / Paul Zinken; © picture alliance / Heritage Images / CM Dixon;

© picture alliance / Zoonar / Cipariss

Karten: Peter Palm, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55492-0

www.pantheon-verlag.de

Für CMJ

*Am Tag des Jüngsten Gerichts wird man uns nicht fragen,
was wir gelesen, sondern was wir getan haben ...*

THOMAS VON KEMPEN

INHALT

EINLEITUNG 15

Ein paar Worte zu mir und meinem Verhältnis zu Frankreich 22

Ein paar Worte zu den Ortsnamen 26

KAPITEL EINS 35

Von Eisschilden zu Asterix 35

Der Kriegsherr 41 Childerichs kostbare Bienen 44

Die Herrschaft der Heiligen 50 Rheingold 56

Der Ruf des Olifants 60

KAPITEL ZWEI 67

Karls geteiltes Erbe 67 Adlige Herrschaften und
städtischer Handel 72 Glanz und Elend der Kaiser 80

Der Aufstieg des Jungen aus Boulogne 86

Die Zisterzienser 92

KAPITEL DREI 99

Die rheinische Sibylle 99 Ein paar Fakten 103

Geschichten vom Wolf Isegrim 108 Straßenszenen 114

Die Kathedrale von Amiens 121 Hunger, Pest und
Überschwemmung 125 Der Kühne und der Wahnsinnige 130

KAPITEL VIER 139

Der Furchtlose und der Gute 139 Betnüsse 146

Ein Rat von Mehmed dem Eroberer 151

Eine Stadt trifft die falschen Entscheidungen 155

Der Kühne und die Schweizer 158

KAPITEL FÜNF 167

- Das große Erbe 167 Maria die Reiche und die
Zukunft der Welt 173 Frischer Wind auf der Habichtsburg 177
»Hüte dich, hüte dich, Gott sieht« 182
Viele Verwendungsmöglichkeiten für Papier 188

KAPITEL SECHS 197

- Die neue Welt 197 Margarete von Österreich 201
Leben und Abenteuer Kaiser Karls V. 206 Die Oranier 212
Der Aufstand der niederländischen Provinzen 216
Das katholische Anliegen 222

KAPITEL SIEBEN 229

- Die Leiden der »Lady Belge« 229 Das Leben im »Garten« 234
Vögel, Tiere und Blumen 241 Krisen-Croissants 246
Weiße Wände und farbloses Glas 250

KAPITEL ACHT 257

- »Eine solch freudvolle Ernte« 257 Schwertfechter
und Seifensieder 263 Elisabeth und ihre Kinder 269
Onkel Tobys Steckenpferd 275
»Zu spät ist es schon, noch ehrgeizig zu sein« 280

KAPITEL NEUN 289

- Nancy und Lothringen 289 Der Wiederaufbau des Rheinlands 295
Sperma bei Kerzenschein 302 Blattgold und Vogelmist 307
Abenteuer in Mikrostaaten 315 In der Perückenzeit 321

KAPITEL ZEHN 329

- Eine »heroische, ahndungsvolle Tat« 329 »Die alten Zeiten
sind dahin« 335 Der große französische Lebkuchenbäcker 339
Die Küstenarmee 344 Die neue europäische Ordnung 350
»Viel lieber Tod als ein schimpfliches Leben!« 357

KAPITEL ELF 367

- Seltsame Vorgänge unter Tage 367 Der neue Rhein 373
Das Amt für die Übersetzung Barbarischer Bücher 378
Aufruhr in Baden 385 Ein Neufundländer in Luzern 391
Von Großherzögen, Kaisern und Königen 397

KAPITEL ZWÖLF 407

- Kilometerschweine 407 Das Exil der französischen Herrscher 415
Metz und die nationalistische Front 419
Ein Meer aus grünem Tuch 424 Gewehrkgeln, Elfenbein und
Kautschuk 430 Rochen und Masken 437

KAPITEL DREIZEHN 443

- »Kasernen, Kasernen, Kasernen« 443 Kriegspläne 449
Die Grenzschlachten 455 Kilometer Null 461
Rot, Gelb und Blau 467 Die Schmach am Rhein 474

KAPITEL VIERZEHN 483

- Träume von Korfu 483 Mauern und Brücken 487
Das Königreich der Matratzen 494 Der Weg nach Straßburg 501
Armageddon 507 Karl der Große kommt nach Hause 512

NACHWORT 519

ANHANG 525

- Dank 527
Karten 529
Bibliografie 537
Bildnachweis 543
Personenregister 545

EINLEITUNG

Eines Tages war ich in den Ardennen unterwegs von Stavelot nach Spa. Ich saß in einem Bus voller Schüler jeglichen Alters und war, abgesehen von dem unerschütterlichen Busfahrer mit seinem bewundernswert steinernen Gesichtsausdruck, der einzige Erwachsene an Bord. Es herrschte tiefster Winter. Der Nebel war so dicht, dass ich das Gefühl hatte, man müsse sich die Nebelfäden aus dem Haar kämmen und vom Mantel bürsten, kaum dass man ausgestiegen war. Der Bus glich einem Tollhaus auf Rädern. Eines der Kinder kokelte mit einem Feuerzeug einen Plastikgriff an, ein anderes hatte eine App auf seinem Handy, mit der es die Fotos seiner Freunde in Dämonenfratzen verwandelte. Immer wieder flog unter lautem Gejohle ein aufgeblasenes Kondom über unsere Köpfe hinweg. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung, und ich stellte mir vor, dass der Bus wie in einem fröhlichen Cartoon beim Fahren hin und her schwankte. Plötzlich sehnte ich mich nach den längst vergangenen Zeiten zurück, als ich selbst auf verschiedenen Schulhöfen darauf gewartet hatte, dass meine Kinder herauskamen. Ich hatte vergessen, wie unbeständig die Stimmung in Kindergruppen sein kann, dass sie wie durch Zauberhand von einer Sekunde zur nächsten niedergeschlagen, aufgeregt, erschöpft oder völlig überdreht sein können.

Jeder Halt des in Nebel gehüllten Busses war für mich eine Überraschung. Sobald die Türen zischend aufglitten, stürmten ein paar Kinder hinaus in die weißliche Watte, aus der hier und da ein kahler Ast hervorragte. Nur die gerade noch erkennbare Ecke eines Dachs ließ erahnen, dass dort auch Häuser sein mussten. Wir befanden uns buchstäblich mitten im Nirgendwo – in einer rauen Gegend mit dünn besiedelten Tälern, die zu bereisen den meisten Europäern nie im Leben in den Sinn käme. Aus der Luft betrachtet hätte man sehen können, dass sie bis zum Rand mit Nebel gefüllt waren.

Wie so viele Orte, über die ich in diesem Buch schreiben werde, waren diese einsamen Täler für kurze Zeit der Mittelpunkt der Welt. Hier fand die Ardennenoffensive statt – der letzte umfassende Versuch der Deutschen, die westlichen Alliierten zu besiegen. In der kleinen Stadt Stavelot, von der ich

zuvor noch nie gehört hatte, erreichte die Schlacht im Dezember 1944 ihren Höhepunkt. Amerikanische Truppen hatten zahllose Brücken zerstört und Tausende Bäume gefällt, mit denen sie die schmalen Straßen blockierten, während die Deutschen hastig Pontons bauten und die Hindernisse in die Luft sprengten. Bei ihrem Vormarsch drangen sie nach Stavelot ein, brachten Dutzende Einwohner um, schafften es aber nicht, sich einen Weg durch den Ort freizukämpfen. Auch der Versuch, die Stadt zu umgehen, misslang. So machten sie schließlich kehrt und läuteten damit jenen Rückzug ein, der mit ihrer Kapitulation im Mai 1945 endete. Ein kleiner Gedenkstein in der Stadt verkündet: **HIER WURDE DER VORMARSCH DER INVASOREN GESTOPPT.**

Ich war von dem gleichen Nebel umgeben, der den Vorstoß der Deutschen durch die Ardennen zunächst so erfolgreich gemacht hatte, aber diese Offensive war nur eine der Episoden, die die Region im 20. Jahrhundert in den Mittelpunkt des Weltgeschehens rückte. Vier Jahre zuvor, im Frühjahr 1940, hatten Tausende deutscher Panzer und Mannschaftswagen hier den Grundstein für die nahezu umgehende vernichtende Niederlage der britischen und französischen Armeen gelegt, indem sie unbemerkt über ebendiese gewundenen Sträßchen nach Frankreich vorrückten.

Nicht weit von Stavelot entfernt liegt der Kurort Spa. Dort befand sich in der Spätphase des Ersten Weltkriegs das große Hauptquartier der deutschen Streitkräfte. Fotos aus dem Jahr 1918 zeigen Kaiser Wilhelm II., den Kronprinzen und mehrere Generäle in makellosen Uniformen, wie sie während der letzten Wochen der kaiserlichen und aristokratischen Herrschaft in einem der beschlagnahmten Kursäle plaudernd beieinanderstehen. Hier bat der Kaiser, nachdem er vom Ausbruch der Revolution in Berlin erfahren hatte, seine Generäle um Unterstützung und musste von ihnen hören, dass sie ihren Truppen nicht mehr trauten und befürchteten, der Kaiser könne von seinen eigenen Soldaten angegriffen werden. Wilhelm floh daraufhin in Panik in die Niederlande und ließ sogar seinen Hofzug zurück aus Angst, er könne beschossen werden. Das war das Ende von mehr als acht Jahrhunderten Hohenzollernherrschaft.

1944 nutzte die US Army Spa als Hauptquartier, evakuierte dieses jedoch, als nach der im Schutz des Nebels erfolgten deutschen Überraschungsoffensive vorübergehend Panik ausbrach.

Der ursprüngliche Grund für meinen Besuch in Stavelot waren mein schlechtes Gewissen und mein Ärger darüber, dass ich den Namen dieses

Ortes noch nie zuvor gehört hatte. Dabei war das Kloster Stablo im 12. Jahrhundert einer der wichtigsten Anziehungspunkte der Region, wie man noch heute in dem sensationellen Museum sehen kann, das in der imposanten ehemaligen Abtei untergebracht ist. In Stavelot erkannte ich allerdings auch, dass mit dem ständigen Umherreisen für dieses Buch unbedingt Schluss sein musste. Denn diese Region, gleichermaßen verschlafenes Ende der Welt wie Schauplatz von Ereignissen, die das weitere Schicksal der Menschheit bestimmt haben, barg eine schier endlose Fülle von historischen Details und Ereignissen. Hier saß ich nun in einem Bus mit den Urenkeln und Ururenkeln von Menschen, die »historische« Ereignisse unterschiedlichster und fürchterlichster Art miterlebt hatten, doch diese unbeschwerten Kinder mit ihren bunten Rucksäcken und ihrer nimmermüden Bereitschaft, unvermittelt in Lachkrämpfe auszubrechen, sobald eines von ihnen furzte, hatten von all dem nicht die geringste Ahnung. Meine eigenen Kinder waren inzwischen erwachsen, und ich erkannte in diesem Augenblick mit Bestürzung, wie viel Zeit ich fern von ihnen verbracht hatte, während ich durch Dutzende von Orten wie Stavelot streifte und dort immer wieder vor derselben Frage stand: Warum waren die Ideen und Ereignisse Europas über all diese Orte hinweggefegt, die doch eigentlich nur in Ruhe gelassen werden wollten?

Schon lange träume ich davon, einmal schreiben zu können: Dieses Buch ist der Abschluss einer Trilogie. Und jetzt ist es so weit! In *Germany, oh Germany* habe ich die Geschichte von Menschen deutscher Sprache erzählt, mehr oder weniger beschränkt auf das Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland. Obwohl ich mich bemüht habe, das Buch geografisch ausgewogen zu gestalten, verlagerten sich seine Schauplätze immer wieder Richtung Osten, wo ich hemmungslos in der Vergangenheit der beschaulichen Städtchen Thüringens und Sachsen-Anhalts schwelgte. Danach schrieb ich *Kaisers Rumpelkammer*, um auch auf die Deutschen in Österreich und anderen Regionen im Osten einzugehen, die ich in *Germany, oh Germany* ausgeklammert hatte. Da die deutsche Kultur sich bis ins 20. Jahrhundert über ganz Mitteleuropa verbreitet hatte, kam ich bei meinen Recherchen auf diesem Gebiet mit vielen anderen Themen in Berührung, für die ich mich ebenfalls interessiere – rivalisierende Nationalgefühle, die Familie der Habsburger mit ihren skurrilen Eigenheiten oder die Auseinandersetzungen zwischen Christen und Osmanen, die diese Region über Jahrhunderte hinweg geprägt haben.

Als jemand, der in Zeiten des Kalten Krieges aufgewachsen ist, war ich wie viele in meiner Generation fasziniert von der Entdeckung dieser »neuen«, zuvor so gut wie unerreichbaren ehemaligen kommunistischen Gebiete hinter dem Eisernen Vorhang und neigte dazu, die vertrauteren westlichen Teile Europas als selbstverständlich hinzunehmen. Doch schon beim Verfassen von *Germany, oh Germany* beschlich mich das vage Gefühl, ein wenig zu mogeln und mich nicht angemessen mit dem vielleicht wichtigsten Motor europäischer Entwicklungen zu beschäftigen: den Ländern im Westen. Weil sie wie Großbritannien Teil der Europäischen Union waren und für mich nicht Geschichte, sondern Gegenwart und banale Alltäglichkeit verkörperten, hatte ich sie bis dahin gar nicht richtig wahrgenommen. Dabei hätte ich mit einigem Nachdenken längst darauf kommen können, dass die Gebiete westlich des Rheins und die Beziehungen zwischen den Menschen deutscher und französischer Sprache, die dort leben, das wohl unbanalste Thema darstellen, das man sich nur vorstellen kann.

Das Leitmotiv dieses Buches beruht auf einer der wichtigsten, wenn auch eher ungeplanten Entwicklungen der europäischen Geschichte. Karl I., der »Große«, widmete seine lange und überaus erfolgreiche Karriere der Schaffung eines gewaltigen Reichs, das einen großen Teil des nordwestlichen Kontinentaleuropas umfasste. Diese Leistung war jedoch in hohem Maße sein ganz persönliches Verdienst, weshalb es nach seinem Tod im Jahr 814 nicht mehr lange Bestand hatte. Der Charakter seiner Nachfolger, neue Feinde und die schier unbeherrschbare Ausdehnung des Gebietes ließen das Karolingische Reich in einen Bürgerkrieg taumeln.

843 kamen seine Enkel in dem kleinen Ort Verdun zusammen und einigten sich darauf, das Reich in drei Teile aufzuspalten. Es war bei den Franken nicht unüblich, Territorien unter Geschwistern aufzuteilen, und sie kannten auch von jeher die Unterscheidung zwischen dem älteren Austrien (dem »östlichen Land«) am Rhein und dem jüngeren Block Neustrien (dem »neuen westlichen Land«) an der Seine. Nun aber kam es zu einer Dreiteilung: Karl II., der Kahle, erhielt den Westen, das künftige Frankreich. Ludwig II., der Deutsche, bekam den Osten, das künftige Deutschland. Und der lange Streifen in der Mitte, zu dem auch die Kaiserstadt Aachen gehörte, fiel an den beinamenlosen Lothar I. Dessen kaum überschaubares Erbteil erstreckte sich von der Nordseeküste bis nach Mittelitalien und wurde nach seinem Tod abermals aufgeteilt. Von seinen drei Söhnen erhielt der ältere Norditalien, der jüngere die Provence und der mittlere, Lothar II., das Gebiet nördlich

davon, das von nun an seinen Namen tragen sollte: Lotharingen, »das Reich Lothars«.

Dieses Reich zwischen Nordsee und Elsass ist über die Jahrhunderte zu einem kleinen Rest zusammengeschmolzen – im Französischen »Lorraine«, auf Deutsch immer noch »Lothringen«. Die Frage, was dieses »Lotharingen« eigentlich ausmacht, hat seit 843 unzählige Wandlungen erfahren, aber sie stellt sich bis heute. In jedem Jahrhundert haben sich an Lotharingen Kriege entzündet, und es war Schauplatz zahlreicher Ereignisse, die die europäische Zivilisation prägten. Manchmal wurde die Lücke zwischen Ost- und Westreich beinahe vollständig geschlossen – schon unmittelbar nach dem Tod Lothars II. war Lotharingen vom endgültigen Verschwinden bedroht –, und doch hat sich die Region ihren intermediären Status über mehr als tausend Jahre bewahrt. 2017 liegen auf dem Gebiet von Lothars ehemaligem Reich die Königreiche Belgien und Niederlande, das Großherzogtum Luxemburg sowie der nördliche Teil der Schweizerischen Eidgenossenschaft, und der Rest verteilt sich auf die Republik Frankreich und die Bundesrepublik Deutschland. All diese Länder sind hervorgegangen aus dem geradezu irrwitzigen Flickenteppich, den ihre unterschiedlichen Vorgängerstaaten einst bildeten. In diesem Buch möchte ich nicht nur einen Überblick zu deren Historie geben, sondern vor allem aufzeigen, in welcher Weise die Region eine entscheidende Triebfeder für wesentliche Entwicklungen der europäischen Geschichte gewesen ist.

Aus praktischen Gründen habe ich beschlossen, Lotharingen dort beginnen zu lassen, wo der Rhein aus dem Bodensee austritt, und beziehe zunächst beide Ufer des Hochrheins inklusive der nördlichen Kantone der Schweiz mit ein. Sobald wir die Schweiz hinter uns gelassen haben, bildet der Rhein die östliche Grenze Lotharingens, während es westlich des Rheins jene heute französischen Territorien umfasst, die über viele Jahrhunderte zum Heiligen Römischen Reich gehörten. Bei dieser Abgrenzung war ich zu einigen schmerzlichen Einschränkungen gezwungen. Die erste davon betrifft Genf. Der Bogen des Genfersees bildet zwar eindeutig das südliche Ende des behandelten Bereichs, doch Genf selbst musste ich ausklammern, da die Stadt lange Zeit zu Savoyen gehörte, sich nach Süden orientierte und eng mit den Geschehnissen Turins und des restlichen Italien verbunden war. Hätte ich Italien auch noch aufgenommen, wäre dieses Buch zwangsläufig zum Scheitern verurteilt gewesen. Was die Rheinufer betrifft, bin ich ziemlich konsequent – es gibt also viele Ausführungen zu den Gebieten westlich des Rheins, aber jenseits des Flusses bewege ich mich kaum weiter nach Osten, um nicht von

Städten wie Frankfurt ins eigentliche Deutschland hineingelockt zu werden. Die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht ist Heidelberg, da große Teile seines Herrschaftsbereichs – der Kurpfalz* – links des Rheins lagen. Sobald sich das Gewirr der Rheinarme in den Niederlanden ausbreitet, bin ich wiederum recht großzügig in Bezug auf das, was ich aufnehme, und mache erst kurz vor Nordholland Halt. Südlich davon schließe ich jene nordfranzösischen Gebiete mit ein, die in der Vergangenheit ebenfalls umstritten waren – bis hin zu den alten Territorien der Grafen von Flandern nördlich der Somme, die seit Menschengedenken immer wieder Soldaten mit frischem Sold und stetem Kummer versorgten.

Alles in allem umfasst Lotharingen also ein riesiges Gebiet, aber es gibt dort erstaunlich wenig große Städte oder gar Metropolen. Dennoch hat diese Region es immer wieder verstanden, fremde Staaten mit sehr viel größeren Ressourcen und viel weiteren Horizonten ins Chaos zu stürzen. Die Herrscher in Paris, London, Amsterdam, Berlin, Wien, Rom und Mailand, die ihre begehrliehen Blicke auf Lotharingen richteten, sahen dort entweder Chancen oder Probleme, die ihnen Kopfzerbrechen bereiteten – und eben dieses Kopfzerbrechen prägte ganze Epochen, was nicht selten dazu führte, dass große Dynastien wutschnaubend und frustriert in die Knie gingen.

Um meinem Entschluss, mich nicht mit Städten außerhalb des lotharingischen Gebietes zu beschäftigen, treu zu bleiben, habe ich Bern ebenso unerwähnt gelassen (zumindest weitestgehend – ein, zwei Dinge *musste* ich einfach ansprechen) wie Dijon (eindeutig Kernbestandteil Frankreichs, aber gleichzeitig auch ein wichtiges Zentrum der Herzöge von Burgund während jener magischen hundertzwanzig Jahre, in denen sie den lotharingischen Flöz ausbeuteten). Auf Dijon habe ich nur unter Tränen verzichtet, entgingen mir doch dadurch unzählige Flaschen Nuits-Saint-Georges und Platten voller Schinken-Petersilien-Sülze, die ich aus Recherchegründen hätte probieren müssen. Amsterdam ist sicher die diskussionswürdigste Auslassung, aber

* Der eigenartige Name dieses lotharingischen Territoriums, der in der Bezeichnung des Bundeslands Rheinland-Pfalz erhalten blieb, verweist auf die Bedeutung seines Herrschers als eines der sieben Kurfürsten. »Pfalz« wiederum ist abgeleitet von der fränkischen Königspfalz – bedeutet also »zum Palast gehörig«. Darüber hinaus bezeichnete der Begriff »Pfalz« auch ein Territorium mit spezieller Verteidigungsfunktion (vergleichbar dem County Palatine of Chester, das die Waliser fernhalten sollte, oder dem County Palatine of Durham mit derselben Funktion in Bezug auf die Schotten). Auf dieselbe Wurzel geht auch das französische Wort »paladin« zurück.

so wie Genf den Leser im Süden zu weit in ferne Regionen führt, verlagert Amsterdam die Geschichte zu sehr nordwärts in die Ostseegebiete, nach Friesland und hin zu einer Reihe weiterer Verlockungen, die seine Einbeziehung problematisch machen. Außerdem galt Amsterdams Interesse, historisch betrachtet, ähnlich wie das von London oder Madrid meist entfernteren Regionen und weniger den Gebieten in seinem unmittelbaren Süden. Amsterdam hatte stets Wichtigeres im Sinn und lag zudem so weit im Norden, dass es selbst so gut wie nie in die Schusslinie der verheerenden Ereignisse weiter südlich geriet – allerdings hat es diese oft genug angestachelt und finanziert, was denjenigen, die darunter zu leiden hatten, bittere Kommentare entlockte.

Wie schon meine beiden früheren Bücher erfordert auch dieses die Bereitschaft zu einer Art Gedankenspiel, wenngleich keinem sehr mühsamen. Viele der politischen Gebilde, die hier beschrieben werden, existierten jahrhundertlang mit einer Robustheit und langfristigen Selbstverständlichkeit, die ihnen eine unhinterfragte Akzeptanz verliehen. Wir mögen heute über das Herzogtum Bar lachen, das auf der Karte aussieht, als hätte jemand eine Handvoll Frühstücksflocken verschüttet, doch es gibt keinerlei Hinweis darauf, dass den vielen Generationen, die dort einst lebten, die offenkundige Lebensunfähigkeit ihres Ministaates peinlich gewesen sei – zumindest nicht bis zum 18. Jahrhundert. Die alte Reichsabtei Prüm, deren einziger nennenswerter Schatz die – ziemlich abgelatschten – Sandalen Christi waren, die sie von Pippin, dem Vater Karls des Großen, erhalten hatte, bewahrte über Jahrhunderte hinweg ihre Eigenständigkeit, lockte mit erstaunlichem Erfolg einen schier endlosen Strom von Pilgern an und büßte ihren Status erst ein, als die Region von Napoleon überrannt wurde.

In jeder Epoche gehen die Menschen davon aus, dass sie selbst in einer vernünftigen Ordnung leben, und blicken voller Mitleid auf die politische Dummheit früherer, weniger zivilisierter Zeitalter. Wir wachsen unter bestimmten Umständen auf und halten diese für naturgegeben. Doch auch im 21. Jahrhundert strotzt »Lotharingen« noch von auf den ersten Blick höchst unsinnigen geografischen Gegebenheiten. Bei einer Reise vom südlichen Ende der heutigen Region gen Norden trifft man auf Kuriositäten wie die Konstanzer Stadtteile Paradies und Altstadt, die als einzige am südlichen – also Schweizer – Rheinufer liegen, den seltsamen Grenzverlauf des dreiteiligen Kantons Schaffhausen, die sinnfreien Verästelungen und Exklaven des Kantons Solothurn und das winzige französische Département Belfort

(erhalten geblieben in Anerkennung der erfolgreichen Verteidigung der Stadt im Deutsch-Französischen Krieg – ein seltener Lichtblick). Ferner auf das absurd kleine deutsche Bundesland Saarland (ein Nebenprodukt der Pariser Bemühungen, nach beiden Weltkriegen das Gebiet für Frankreich zu annektieren), das Großherzogtum Luxemburg (das nur deshalb noch existiert, weil Frankreich und Preußen in den 1860er Jahren keine Lust hatten, sich darum zu streiten), die deutschsprachige Gemeinschaft Belgiens (1919 als Kriegsbeute in das Staatsgebiet eingegliedert, obwohl dies damals wie heute nicht den geringsten Sinn ergab), den sonderbaren niederländischen Wurmfortsatz um Maastricht, die 22 winzigen Flecken von Baarle-Hertog (in den Niederlanden gelegen, aber aufgrund übellaunigen Gezänks in den 1840er Jahren noch heute belgisches Hoheitsgebiet) und als krönenden Abschluss jenes niederländische Territorium mit dem hübschen Namen Seeländisch-Flandern, einen breiten Streifen eingedeichten Ackerlands, der von den restlichen Niederlanden aus lediglich per Schiff oder durch einen neuen Autotunnel zu erreichen ist – ein Relikt der langen Blockade der Scheldemündung, durch die der rivalisierende Antwerpener Hafen abgeriegelt werden sollte.

Es gibt sicher noch mehr solcher Beispiele (man denke nur an die beiden kleinen kanadischen Hoheitsgebiete in Nordfrankreich, die dem Land als Standorte für Weltkriegsgedenkstätten überlassen wurden). Alle diese kleineren und größeren »Geröllstücke« sind typisch für Lotharingen. Als Belege für die eigentümliche Vergangenheit der Region verkörpern sie eine beinahe geologische Kontinuität, die die Landstriche von weiten Teilen des restlichen Europa unterscheidet. Indem diese fragmentierten politischen Einheiten sogar die erbitterten Bemühungen der französischen Nachrevolutionszeit und des Zweiten Weltkriegs überstanden, als ganz Europa in ein einziges rationales Ganzes gepresst werden sollte, sprechen sie solchen Bestrebungen geradezu Hohn.

Ein paar Worte zu mir und meinem Verhältnis zu Frankreich

Mit vierzehn Jahren bin ich zum ersten Mal in meinem Leben geflogen. Meine Eltern setzten mich ins Flugzeug und schickten mich mutterseelenallein auf einen Bauernhof nordöstlich von Meaux, wo ich Französisch lernen sollte. Mein Gemütszustand entsprach in etwa dem jener unbeachteten kleinen

Säugetiere, die im Zoo in der hintersten Ecke ihres Käfigs auf schmutzigem Stroh kauern, die Ohren flach an den Kopf angelegt und den Blick von grenzenloser Panik erfüllt.

Mit unseren eigenen Kindern haben wir jahrelang Varianten des Themas Frankreichtausch durchgespielt: »Entweder du machst jetzt deine Hausaufgaben, oder du fährst für sechs Wochen nach Clermont-Ferrand und isst Lammhirn!« Aber im Gegensatz zu uns meinten meine Eltern es ernst. Meine Mutter war mit achtzehn, neunzehn als Au-pair-Mädchen zu einer französischen Familie gekommen, die wir einmal besuchten, als meine Schwestern und ich noch ziemlich klein waren. Wir kamen aus einem fröhlichen Mittelschichtshaushalt im näheren Umland von London und fanden diese französische Familie mit ihren Gewehren und Hunden und *tartes*, den Wendeltreppen und Monsieur in seinem langen Mantel umwerfend exotisch. Das Haus war eine ehemalige Priorei mit einer verfallenen Kapelle, in der es ein mit menschlichen Schädeln gefülltes Taufbecken gab – wir haben nie herausgefunden, ob das als Ausdruck laizistischer Verachtung gedacht war oder sie einfach bloß aufgeräumt hatten. In der Familie lebte auch ein deutscher Student, der gerade seinen Militärdienst abgeleistet hatte und uns Gewehrgriffe zeigte, indem er meine vierjährige Schwester als Waffe benutzte und sie anwies, sich ganz starr zu machen. Es waren seltsame Tage.

Den allerpeinlichsten Moment dieses Frankreichtaufenthalts erlebte ich während eines förmlichen Mittagessens, zu dem sich neben der Familie noch eine schier endlose Zahl merkwürdiger französischer Erwachsener eingefunden hatte. Die Vorspeise bestand aus sehr eigentümlichen Rindfleischstreifen, und schon beim allerersten Bissen sprangen meine Kiefer regelrecht auseinander. Während alle anderen ungezwungen plauderten, wurde ich von qualvoller Hilflosigkeit erfasst und erstickte beinahe bei dem vergeblichen Versuch, diesen ledrigen Happen hinunterzuschlucken. Rettung nahte in Gestalt eines großen, streng riechenden Schnauzers namens Clovis. In dem verwegenen Bemühen, mein Fleischproblem zu lösen, begann ich ihn unter dem Tisch mit kleinen Stückchen zu füttern. Das funktionierte ausgesprochen gut, und schon bald war mein Teller leer. Ich weiß nicht mehr genau, was mich dann bewog, Clovis unter dem Tisch noch ein Stückchen geröstetes Baguette zu reichen. Vermutlich war es Dankbarkeit für seine Hilfsbereitschaft. Ganz gewiss aber war es ein katastrophaler Fehler, denn die lauten Knurpsgeräusche brachten das Tischgespräch abrupt zum Verstummen, bevor unversehens ein Tumult losbrach. In meiner abgrundtiefen Verlegenheit fiel ich in

eine Art Trance und habe keinerlei Erinnerung mehr an die weiteren Ereignisse, abgesehen von dem, was meine Eltern mir später erzählten (offenbar rührte die allgemeine Aufregung daher, dass Clovis, der Stolz des gesamten Haushalts und langjährige Freund aller Familienmitglieder, inzwischen zahnlos und gebrechlich und daher auf spezielle Flüssignahrung angewiesen war). Allerdings ist bei ihren Schilderungen einige Vorsicht geboten, da meine Eltern stets eine große Vorliebe für jenes Ineinanderfließen wahren und aufgesetzten Entsetzens hegten, an dem die Franzosen eine solche Freude haben.

Ich erwähne dies, weil meine Schwestern und ich über das scheinbar unendliche von dieser Priorei ausgehende Netz familiärer Verbindungen in den darauffolgenden Jahren mit zahllosen Frankreichtaufenthalten versorgt wurden. Diese Kontakte sollten einen nachhaltigen Einfluss auf uns ausüben: Eine meiner Schwestern machte einen Abschluss in modernen Sprachen, arbeitete eine Weile in Paris und verbrachte überhaupt viel Zeit in Frankreich. Die andere heiratete einen Franzosen und lebt seit Jahren in der Bretagne. Ihre beiden Kinder sind so außerordentlich französisch, dass man meinen könnte, sie hätten dieses unnachahmliche Lippenschürzen und Schulterzucken in einem Intensivkurs an einer gallischen Schauspielschule gelernt.

Meine eigenen Erfahrungen waren weniger erfreulich – was vor allem auf meine mangelnde Begabung für (und meine daraus resultierende Abneigung gegen) Fremdsprachen zurückzuführen ist. Es erschien mir einfach unvorstellbar, dass ich zwei Wochen Schulferien dafür opfern sollte, Französisch zu sprechen – oder vielmehr nicht zu sprechen. Verschlimmert wurde das Ganze (falls eine Steigerung überhaupt möglich war) durch den »Austausch«-Aspekt, denn das bedeutete, dass ein Junge anschließend bei mir zu Hause auftauchen, noch mehr Ferienwochen blockieren und genauso wenig Englisch lernen würde wie ich Französisch. Nicht von ungefähr war mein erster Versuch auf dem Gebiet belletristischer Prosa der Entwurf zu einem Roman, in dem ein französischer Junge, dessen Familie einen englischen Austauschschüler aufgenommen hat, diesen umzubringen versucht, indem er ihn von einer Klippe stößt. Durch reines Glück landet der englische Junge auf einem Felsvorsprung, von dem er sich mühsam in Sicherheit bringen kann. Die zweite Hälfte sollte von dem französischen Jungen handeln, der nach dem Scheitern seines Plans nach England geschickt wird, wo er langsam, aber sicher dem Wahnsinn verfällt, weil er einer unglaublichen Vielfalt an Fallen (Fußangeln, glitschigen Öllachen, Giften, außer Kontrolle geratenen Autos usw.) ausweichen muss, die der stilvolle, einfallsreiche englische Junge für

ihn arrangiert. Ich weiß noch, wie viele Momente der geistigen Leere dieses fiktive Romanprojekt mit dem Titel *Schüleraustausch* während der sterbenslangweiligen Stunden ausfüllte, in denen ich Schach spielte oder den Tower besichtigte mit französischen Jungen, die ebenso wenig daran interessiert waren, Englisch zu lernen, wie ich Französisch.

Doch genug davon, schließlich erzähle ich das alles nicht, um diese Seiten mit Anekdoten aus meiner Teenagerzeit zu füllen, sondern weil ich eine Vorstellung davon vermitteln möchte, wie nervös mich der Gedanke macht, über französische Geschichte zu schreiben. Im Rückblick ist mir klar, wie glücklich ich mich schätzen kann, dass ich damals noch keine Bücher aus jener reichen englischen Tradition gelesen hatte, die Frankreich als den Schauplatz sexueller Initiation jugendlicher Briten präsentiert. Hätte ich das seinerzeit schon gewusst, wäre jeder Moment, den ich durch das gesellschaftliche Dickicht der Franzosen manövrierte, von einem erwartungsvollen Rausch begleitet gewesen, während diese sich ihrerseits ihrer alten Verpflichtungen gegenüber jungen englischen Hausgästen schmerzlich bewusst waren. Es fällt mir schwer, nicht noch im Nachhinein leisen Groll darüber zu empfinden, wie viele Söhne und Töchter, Väter und Mütter mich taxiert haben und zu dem Schluss gekommen sein müssen: »Nein, wohl eher nicht.« Vielleicht stritten sie, nachdem ich den Raum verlassen hatte.

Meine Beziehung zur französischen Sprache lässt sich mit einem kleinen Hund vergleichen, der das Futter auf dem Tisch riecht, es aber nicht erreichen kann und keine Ahnung hat, wie es aussieht. So viele Aufenthalte in Frankreich – das Geldwechseln, das Abholen am Flughafen, die höflichen Unterhaltungen bei den Mahlzeiten –, und dennoch habe ich die Abschlussprüfung der letzten Klasse nur mit knapper Not bestanden. Zweimal besuchte ich die Familie auf dem Bauernhof nordöstlich von Meaux. Es war eine bemerkenswerte Erfahrung. Die Eltern waren beeindruckend, energisch und freundlich. Wir gingen zum Tontaubenschießen, fuhren in Monsieurs altem Jeep, der vom D-Day übrig gebliebenen war (auf der Motorhaube prangte noch der weiße Stern der Amerikaner), durch die Gegend, fütterten Hühner, suchten im Wald Pilze und aßen Gehirn auf Toast.

Auf diese Weise verbrachte ich viele Stunden damit, kein Wort Französisch zu sprechen. Einmal saßen wir im Wagen, und einer der jüngeren Brüder meines Austauschpartners sagte über mich: »Der ist doof wie Vieh«, was ich zwar verstand, worauf ich jedoch nichts erwidern konnte. Und so unternahmen wir weiterhin Spaziergänge, spielten Tischtennis, sammelten noch mehr

Pilze, sahen fern – taten einfach alles, was uns davor bewahrte, miteinander reden zu müssen. Ich hatte die geniale Idee gehabt, André Gides *Symphonie Pastorale* mitzunehmen, weil die englische Übersetzung den gleichen Titel hatte wie das französische Original. Ich hoffte, ich könnte diese lesen, ohne dass jemand es merkte. Noch heute erinnere ich mich daran, wie Madame, das Buch in der Hand, mir mit trauriger, vorwurfsvoller Miene entgegensah, als ich vom Pingpong-Spielen hereinkam.

Wir wanderten oft durch das Flusstal des Ourcq, und hin und wieder kamen wir an kleinen Gedenkstätten vorbei, denen ich damals keine Beachtung schenkte. Erst später begriff ich, dass auf diesen Feldern im September 1914 die Erste Schlacht an der Marne begonnen hatte, die vielleicht wichtigsten Tage des 20. Jahrhunderts. Ich muss aufhören, über diese Zeiten zu schreiben. Ich habe diese Familie so sehr bewundert und sie trotzdem nicht für ihre Mühen belohnt, indem ich wenigstens versucht hätte, ein bisschen Französisch zu lernen.

Inzwischen bin ich Mitte fünfzig, und mein Französisch ist immer noch grauenhaft. Ein Teil von mir wünscht sich eine Privatbibliothek mit goldgeprägten französischen Meisterwerken, wie Friedrich der Große sie in Potsdam besessen hat, um in der noblen Sprache Racines zu schwelgen. Doch so weit wird es nie kommen. Mit diesem Buch habe ich mich nun zum ersten Mal der Herausforderung gestellt, unmittelbar über Frankreich zu schreiben, und die Erfahrung war beglückend und beängstigend zugleich.

Ein paar Worte zu den Ortsnamen

Die britischen Bezeichnungen für fremde Orte sind ein fröhliches Durcheinander haarsträubender Inkonsequenz. Einige Schreibweisen gibt es nur im Englischen: Basle etwa, Brussels, Antwerp, Ghent oder Dunkirk. Aus manchen Annäherungen spricht die reine Verzweiflung: Flushing statt Vlissingen, Brill statt Brielle und (zumindest früher) Dort statt Dordrecht. Den Haag haben wir zur allgemeinen Verwirrung in The Hague verwandelt, und zwar mit einer Aussprache, die eher an das englische *vague* erinnert als an *aargh*, wie es dem Niederländischen eigentlich entsprechen würde. Niederländern und Franzosen ist klar, dass die Stadt schlicht »die Hecke« heißt, aber vielleicht widerstrebte es englischen Diplomaten, an einem Ort mit derart albernem Namen akkreditiert zu sein.

Einige Namen haben im Laufe der Zeit Wandlungen durchlaufen. Im 17. Jahrhundert etwa schrieb man Gent im Englischen üblicherweise *Gaunt* (bekannt durch John of Gaunt, den Herzog von Lancaster). Die Umlaute von Städten wie Zürich wurden umstandslos gestrichen, und wenn man es genau nimmt, werden von den sechs Buchstaben des Namens Zürich im Englischen fünf falsch ausgesprochen. Kleve war selbstverständlich Cleves (und die deutsche Anna von Kleve wurde durch ihre Heirat mit Heinrich VIII. zu Anne of Cleves). Auch Calais wurde durch die englische Mangel gedreht und kam als »Käliss« ausgesprochen wieder heraus. Bei manchen Namen entscheiden wir seltsam widersprüchlich. So verwenden wir für Brügge beispielsweise die französische Form Bruges, im Fall von Zeebrugge haben wir dagegen statt Bruges-sur-Mer die flämische Variante übernommen. Das hat allerdings insofern eine Berechtigung, als der flämische Name nach einem tristen Fährhafen klingt (was in diesem Fall den Tatsachen entspricht), während die französische Fassung irrigerweise an Menschen denken lässt, die ihre Schnurrbärte zwirbeln oder ihre Sonnenschirme kreisen lassen, während sie neben einem Musikpavillon an kühlen Getränken nippen.

In manchen Städten war die Aussprache oder Schreibweise des Namens zeitweise von großer Bedeutung. Im Rheinland etwa führten französische Begehrlichkeiten dazu, dass Mainz, Trier, Aachen, Koblenz und Köln in Mayence, Trèves, Aix-la-Chapelle, Coblenz und Cologne umbenannt wurden. Im 19. Jahrhundert waren diese Bezeichnungen im Englischen allgemein akzeptiert und verbreitet, doch nur die letzte hat sich bis zum heutigen Tag erhalten. Das könnte daran liegen, dass »Köln« kaum unfallfrei ins Englische zu übertragen ist, vielleicht aber auch, weil die Stadt so unauflöslich mit dem »Eau de« verbunden ist. Doch obwohl unsere Schreibweise dem Französischen entspricht, könnte die Aussprache kaum unterschiedlicher sein: Die Franzosen halten sich mit *kollonje* und dem in die Länge gezogenen »n« eng an das Deutsche, während die Briten so etwas wie *kerr-loww-n* hervorbringen.

Es gibt einige offenkundig heikle Punkte im Elsass und in Lothringen: Nancy/Nanzig etwa, Strasbourg/Straßburg, Sélestat/Schlettstadt oder Lunéville/Lünstadt. Die heutigen Elsässer Schildermaler dürften bei ihren Zunftmählern voller Nostalgie an die goldenen Zeiten zwischen 1870 und 1945 zurückdenken. Ähnliche Probleme gibt es in Belgien mit Wallonisch und Flämisch beziehungsweise Niederländisch: Bruxelles/Brussel, Gant/Gent, Bruges/Brugge, Liège/Luik, Ypres/Ieper, Louvain/Leuven, Courtrai/Kortrijk, Tournai/Doornik. Das Ganze setzt sich fort in Französisch-Flandern, auch

wenn die Zahl der flämischsprachigen Einwohner dort mittlerweile ver-schwindend gering ist: Lille/Rijsel, Dunkerque/Duinkerke. Die Schweizer wiederum bewegen sich mühelos in ihrer Zweisprachigkeit: Bâle/Basel, Berne/Bern, Zurich/Zürich, Lucerne/Luzern.

Ein historisches Fossil sind die lustigen spanischen Namen, die viele Städte während der langen, spannungsreichen Herrschaft der Spanier erhielten: Brujas, Bruselas, Arrás, Lila, Luxemburgo, Mastrique, Gante, Dun-querque – heutzutage sind sie leider allesamt nicht mehr in Gebrauch. Man-che Ortsnamen sind so robust, dass sie in jeder Sprache funktionieren: Breda kapitulierte auf Spanisch, Englisch und Niederländisch gleich. Ich hatte ge-hofft, die Stadt würde auf Französisch Brède heißen, doch das tut sie nicht. Der scheußlichste niederländische Ortsname überhaupt, 's-Hertogenbosch («der Herzogenwald» – eine wunderschöne Stadt, die sehr viel mehr engli-sche Besucher anlocken könnte, wenn diese nicht schon beim Anblick des Namens abgeschreckt würden), gewinnt im Spanischen und Französischen als Bolduque beziehungsweise Bois-le-Duc eine unübertreffliche Eleganz.

Traditionell neigen wir Engländer dazu, die Namen der Gebiete, die un-seren Küsten gegenüberliegen, als *pars pro toto* für die gesamte Region zu ver-wenden, folglich ist der gesamte Norden des niederländischen Sprachgebiets für uns »Holland« und der Süden »Flandern«, während wir die Namen aller anderen Grafschaften und Herzogtümer (Hennegau etwa oder Gelderland) bedenkenlos unter den Tisch fallen lassen. Besonders extrem zeigte sich diese Haltung in der viktorianischen Gewohnheit, europäische Seeleute auf engli-schen Schiffen durch die Bank als *Dutchmen*, also Niederländer, zu bezeich-nen, selbst wenn sie in Wahrheit aus Schweden, Italien oder sonst woher stammten.

Vom späten 16. Jahrhundert an gibt es verschiedene Bezeichnungen für jene niederländischen Provinzen, die sich gegen die spanische Herrschaft auf-lehnten. Diejenigen, die dabei erfolgreich waren, vereinigten sich zu einem Staatsgebilde, das in etwa dem heutigen Königreich der Niederlande ent-spricht. Diesen Vorläufer des Königreichs nenne ich die Republik der Ver-einigten Niederlande, kurz die niederländische Republik, aber die Vereinigten Provinzen wäre eine ebenso korrekte Wahl gewesen. In den modernen engli-schen Bezeichnungen für die Schweiz (*Switzerland*) und die Niederlande (*Netherlands*) haben sich auf höchst angenehme Weise alte Gepflogenheiten erhalten. So bezeichnete man die Schweizer (insbesondere in ihrer Eigenschaft als Söldner) einst als *Switzers* (Hamlet etwa fragt: »Where are my Switzers?« –

Wo sind meine Schweizer?), und *nether* ist der alte Begriff für »nieder« – was heute noch in Ortsnamen wie Nether Wallop anklingt. Niemand wird die Namen dieser beiden Länder je modernisieren und sie in *Swissland* oder *The Lowlands* umbenennen.

Ich verwende in diesem Buch durchgängig die heute allgemein üblichen Ortsbezeichnungen.

Die Struktur des Inhalts ist recht simpel. Weitgehend chronologisch zeichne ich nach, wie verschiedene äußere Mächte im Laufe der Zeit vergeblich versucht haben, die reichen, kulturell hochentwickelten Gebiete Lotharingens unter ihre Kontrolle zu bringen.

Zu Beginn meiner Arbeit an diesem Buch habe ich mir eine grobe Landkarte Westeuropas ausgedruckt und mit einem gelben Textmarker in etwa die ersten Grenzen Lotharingens von 843 eingezeichnet. Danach passte ich die Umrisse an, indem ich – aus den zuvor geschilderten Gründen – das Gebiet südlich des Genfersees entfernte und kleine Bereiche am rechten Rheinufer hinzufügte, da diese häufig als von den umliegenden Territorien »losgelöst« betrachtet wurden. Nach einer kurzen, turbulenten eigenständigen Existenz fiel Lotharingen an das Ostfränkische Reich, aus dem sich mit der Zeit das Heilige Römische Reich entwickelte. Doch verstummten in den folgenden Jahrhunderten weder die Proteste zahlreicher Bewohner der Region, die auf ihre Unabhängigkeit pochten, noch die französischen Einwände, diese Zuordnung sei schlicht und einfach unrechtmäßig gewesen.

Danach zeichnete ich in meiner Karte für jede ausländische Hauptstadt ein Auge ein, dessen begieriger Blick drohend auf Lotharingen gerichtet war. Allerdings bin ich ein sehr schlechter Zeichner, weshalb die Augen eher an einen Mann auf einem Tor, ein chinesisches Schriftzeichen oder ein landwirtschaftliches Nutztier erinnerten. Das wichtigste Auge jedenfalls war zu allen Zeiten Paris: Als Herrscher Frankreichs und Nachfahren Karls des Großen betrachteten die französischen Könige den Streifen Land in der Mitte stets als potenziellen Teil ihres Einflussbereichs – ein Anspruch, den sie mit wechselndem Erfolg bis weit ins 20. Jahrhundert hinein aufrechterhielten und auf dem Schlachtfeld durchzusetzen versuchten. Als Ludwig XIV. Friedrich Barbarossas alte Kaiserpfalz in Haguenau dem Erdboden gleichmachte, wollte er damit sämtliches »Germanentum« in der Region für alle Zeiten ausmerzen, doch das war nur ein Kapitel in einer langen Reihe chauvinistischer und gegen-chauvinistischer Zerstörungen. Zusätzlich verkompliziert wurde die

Angelegenheit für Frankreich dadurch, dass die Grafschaft Flandern bei der Aufteilung des Reichs Karls des Großen dem Westfränkischen Reich, also Frankreich, zugeschlagen worden war, es den mächtigen Grafen jedoch über lange Zeit hinweg gelang, zumindest eine gewisse Eigenständigkeit zu wahren. Die östlichen Bereiche Flanderns sowie die Territorien nördlich und östlich davon (Brabant, Holland, Gelderland usw.) waren dagegen ohne Zweifel lotharingisch und somit Teil des Heiligen Römischen Reichs. Doch das galt nicht für den größten Teil Flanderns, der ebenso französischer Einflussnahme ausgesetzt war wie die weiter südlich gelegenen Gebiete Artois, Boulogne und Amiens bis hinunter an die Somme.

Das zweite Auge steht für London, für das die Sicherheit der Kent und Sussex gegenüberliegenden Küsten stets von elementarer Bedeutung war. Wann immer möglich, mischte sich London in die Vorgänge jenseits des Ärmelkanals ein (häufig kann man seine Politik an den per Schiff hin- und herreisenden britischen und europäischen Exilanten ablesen, die entweder vor heimischen Katastrophen flüchteten oder nach Hause zurückkehrten). Befreundete Häfen in Flandern, Seeland und Holland waren für London im 11. ebenso wichtig wie im 20. Jahrhundert.

Das dritte Auge ist Amsterdam. Die Siedlung wurde nach europäischen Maßstäben sehr spät gegründet und erhielt erst 1300 das Stadtrecht. Amsterdam hat von jeher seine eigenen Interessen verfolgt, obwohl dem Stadtstaat durchaus bewusst war, in welchem Maße seine Sicherheit davon abhing, dass ihm im Süden möglichst viele Provinzen wohlgesinnt waren. Die übrigen niederländischen Städte haben sich immer auf Amsterdams außergewöhnliche Ressourcen verlassen, wenn auch häufig voller Groll und mit dem nagenden Gefühl, dass Amsterdam sie fallen lassen würde, sobald sie der Stadt nicht mehr nützlich waren.

Das vierte Auge ist Madrid. Aus geradezu lächerlich unsinnigen dynastischen Gründen herrschten die Spanier vom 15. bis ins 18. Jahrhundert über große Teile Lotharingens. Ihre Bemühungen, dieses von Holland bis hinunter an die Schweizer Grenze reichende Gebiet zu halten, seine aufmüpfigen Bewohner zu unterwerfen und andere interessierte Parteien abzuwehren, waren der Auslöser vieler bis heute nachwirkender Entwicklungen der europäischen Geschichte – bis die Spanier schließlich in einem Wirbel aus Sühnemessen und dichten Weihrauchwolken das Handtuch warfen.

Das fünfte und letzte Auge springt auf eine Art und Weise hin und her, die meine Metapher völlig ruiniert. Ganz allgemein gesprochen, ist es ein

deutsches Auge, das zu gewissen Zeiten in Frankfurt angesiedelt werden könnte, wo der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs gewählt wurde, oder in Aachen, wo er zum deutschen König gekrönt wurde (analog zur Krönung der französischen Könige in Reims – Kaiser wurde er offiziell erst mit der Krönung durch den Papst). Als ebenso legitimer Nachfolger Karls des Großen wie der westfränkischen Herrscher hatte der Kaiser/König seine ganz eigene Sicht auf Lotharingen, das er in seiner Gesamtheit als festen Bestandteil des Heiligen Römischen Reichs betrachtete. Zu den zahlreichen Aufgaben des Kaisers gehörte es, die westliche Grenze gegen Frankreich zu sichern, darüber hinaus hatte er sich jedoch auch um Italien und den Osten des Reichs zu kümmern, weshalb er häufig abgelenkt war. Die Debatte, was denn nun genau zu Frankreich beziehungsweise zum Heiligen Römischen Reich gehörte und was nicht, war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine der zentralen Fragen Europas und ernährte Generationen eigens dafür angeheuerter Gelehrter. Vom frühen 17. Jahrhundert an, als Wien zur mehr oder weniger ständigen Hauptstadt wurde, sollte ich das Auge wohl fairerweise dort platzieren. In der postnapoleonischen Ära erbte dann Berlin die umstrittenen Grenzen im Westen, um die es bis 1945 erbitterte Kriege führte.

Die übrigen Akteure waren weniger bedeutend und spielten nur vorübergehend eine Rolle. Die Herzöge von Burgund (die gar keine echte Hauptstadt haben, der ich das Auge zuordnen könnte) gliederten im 14. und 15. Jahrhundert weite Teile Lotharingens in ihren Staat ein und bewegten sich mit großer Vorsicht in den freien Räumen zwischen den rivalisierenden französischen und deutschen Herrschern. Auch Bern vertrat eigene Interessen in der Region, hauptsächlich aus Gründen der Verteidigung. Gerade die Städte spielten im Heiligen Römischen Reich lange Zeit eine wichtige Rolle. Zum einen die vielen Freien und Reichsstädte (Basel, Müllhausen, Aachen), aber auch die Zentren der geistlichen Territorien, die über viele Jahrhunderte Bestand hatten (Lüttich, Köln, Essen), und die Hauptstädte der kleineren, aber langlebigen Grafschaften und Herzogtümer (Kleve, Kurpfalz, Baden). Viele dieser Städte gehörten zumindest zeitweise zu den prächtigsten in Europa, und ihr Wohlstand sowie ihre Unabhängigkeit erregten nicht selten die Gier und Habsucht ihrer größeren Nachbarn.

Im Jahr 1672 fällten Waldarbeiter unmittelbar südlich der Rhône in der Nähe des heutigen Flughafens Lyon Saint-Exupéry einige riesige alte Eichen. Zu ihrer Verblüffung trafen ihre Äxte auf ein äußerst merkwürdiges Hindernis.

Nachdem sie es freigelegt hatten, erkannten sie ein schauerliches Gewirr von Metallteilen und menschlichen Knochen, das in den Stamm und die Äste der Eiche eingewachsen war. Man kam zu dem Schluss, dass es sich um die sterblichen Überreste eines gepanzerten burgundischen Soldaten handeln müsse, der sich 1430 während der Schlacht von Anthon in dem hohlen Baum versteckt hatte und dort entweder eingeklemmt oder getötet worden war. In dieser Schlacht waren die Truppen des mit den Burgundern verbündeten Fürsten von Orange, Ludwigs II., in einen französischen Hinterhalt geraten, womit Ludwigs Versuch, die Dauphiné zu erobern, endgültig gescheitert war. Seine Truppen wurden niedergemetzelt, er selbst entkam schwer verletzt auf seinem Pferd über die Rhône.

Eine Warnung für potenzielle Leser: Dieses Buch ist voll von solchen Anekdoten.

KAPITEL EINS

Von Eisschilden zu Asterix

Die Frühgeschichte der Menschen in Nordwesteuropa wird uns wohl für immer ein Rätsel bleiben. Wir können zwar davon ausgehen, dass im Laufe der Jahrtausende alle möglichen heroischen Taten vollbracht und Erfindungen gemacht wurden, dass sowohl ernsthafte als auch lächerliche Herrscher scheiterten und es Naturkatastrophen und faszinierende Erkenntnisse in Sachen Gemüse gab, doch Genaueres werden wir darüber niemals erfahren. Die Neandertaler (benannt nach dem Neandertal unweit von Düsseldorf, wo ihre Überreste Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckt wurden) scheinen vor vierzigtausend Jahren ausgestorben zu sein, möglicherweise ausgelöscht durch die Vorfahren des modernen Menschen. Unsere frühen Verwandten teilten sich ihren Lebensraum mit diversen furchteinflößenden Tieren, etwa europäischen Leoparden und Höhlenbären. Doch als die letzte Eiszeit den nördlichen Teil Europas in eine Polarwüste verwandelte, wurden diese – wie auch die meisten Menschen – vertrieben oder starben aus. Vor achtzehntausend Jahren zog sich das Eis dann allmählich zurück, und darunter kam eine recht vertraute Landschaft zum Vorschein. Wasserspiegel und Temperaturen stiegen, und die Menschen wanderten zurück nach Norden.

Der einzige eklatante Unterschied zum heutigen Erscheinungsbild Europas war eine Landmasse mit dem lustigen Namen Doggerland, die den größten Teil der jetzigen Nordsee ausfüllte. Dort vereinten sich Themse, Rhein, Maas, Seine und Schelde zu einem gewaltigen Fluss, der am heutigen westlichen Ende des Ärmelkanals ins Meer mündete. Dieses für uns höchst irritierende Land, über dessen Dörfern kleine Rauchfahnen in den Himmel stiegen und in dem Wölfe, riesige Hirsche und Auerochsen lebten, die schnaubend an den sumpfigen Ufern eines der größten Ströme der Welt entlangzogen, wurde nach und nach vom steigenden Meeresspiegel und Tsunamis verschlungen, bis es 6500 v. Chr. endgültig verschwand. In einem der dramatischsten geologischen Ereignisse der europäischen Vergangenheit (das auch einen unvorstell-

baren Lärm verursacht haben muss) brach der letzte, etwa dreißig Kilometer breite Keil aus Fels und Schlamm weg, wodurch Britannien zur Insel wurde. Vor den Augen jener glücklichen Jäger und Sammler, die sich zufällig im höher gelegenen Proto-Kent oder Proto-Pas-de-Calais befanden, versank das bedauerenswerte Doggerland in den Fluten, und es entstand der Ärmelkanal.

Blickt man auf die europäische Frühgeschichte zurück, so drängt sich unweigerlich der Eindruck auf, dass die wahre Schwerarbeit von anderen geleistet wurde – von den Nordasiaten beispielsweise, die am Ende der letzten Eiszeit ganz Amerika besiedelten, oder den Bewohnern Borneos, die später mit der Besiedelung von Madagaskar eine ähnlich epische Großtat vollbrachten. Diese Abenteuer stehen in krassem Gegensatz zu den zwar notwendigen, aber doch eher eintönigen Beschäftigungen der Europäer, die sich in kleinen Verbänden bemühten, in ihrer rauen, tundra-artigen Umgebung zurechtzukommen. Auch der Vergleich mit Regionen wie dem Fruchtbaren Halbmond, wo Tiere domestiziert, Feldfrüchte kultiviert, so nützliche Dinge wie das Rad oder die Schrift erfunden und die ersten Städte gegründet wurden, gestaltet sich in zunehmendem Maße peinlich. Während unter der glühenden Sonne Zehntausende Arbeiter nach Gutdünken ihrer goldgewandeten Priester und Könige riesige Tempeltürme errichteten, hantierten die Nordeuropäer mit ranzigem Bärenfett herum.

Aber auch in Nordwesteuropa entwickelte sich zu einem nicht näher definierbaren Zeitpunkt eine deutlich komplexere Gesellschaft, wenngleich diese immer noch nicht im Entferntesten an die kultivierten Verhältnisse im östlichen Mittelmeerraum heranreichte. Die traditionell in Museen präsentierten Rundhütten, die sich hinter einem erschreckend schwachen, aus Binsen oder dergleichen gefertigten Verteidigungswall zusammendrängen und in deren Mitte ein dünnes Rauchföhnchen von einem Lagerfeuer aufsteigt, während alle resigniert auf die römischen Invasoren warten, die endlich Abwasserkanäle und vernünftige Straßen bauen sollen, entsprechen längst nicht mehr dem aktuellen Wissensstand. Ein Historiker, der sich hauptsächlich mit dem eisenzeitlichen Europa beschäftigt, wies mich einmal darauf hin, dass der Ärmelkanal vor der Eroberung Britanniens durch die Römer von großen, aufwendig konstruierten und bis zum Rand mit Waren beladenen Segelschiffen befahren wurde, deren Besatzung allerdings aus gänzlich illiteraten Seeleuten und Händlern bestand. Im ersten Moment schwirrte mir bei der Vorstellung der Kopf, aber wenn man erst einmal darüber nachdenkt, ist es vollkommen logisch. Und dieser Aha-Effekt lenkte mein Denken in völlig

neue Bahnen. Eine hochkomplexe merkantile und militärische Zivilisation, die Schiffe einsetzte, Tauschhandel betrieb und Rohstoffe sowie verarbeitete Güter aus dem ganzen nordwestlichen Europa bezog, brauchte nichts aufzuschreiben. Tatsächlich brauchte die gesamte Menschheit bis zu einem gewissen Punkt ihrer Entwicklung keine Aufzeichnungen. Aus dem Blickwinkel unserer schriftfixierten Kultur mag es schwierig sein, für diese in Tierfelle gehüllten, rätselhaften Menschen mit ihren merkwürdigen Göttern nicht wenigstens einen Hauch Mitleid zu verspüren. Doch das ist keineswegs angebracht. Über viele Generationen hinweg vollzogen sich dramatische Entwicklungen, die Menschen wanderten in fremde Regionen ein, Kämpfe tobten, es wurden Erfindungen gemacht und Bauten errichtet, und wir stehen nicht etwa deshalb ratlos vor den zahllosen Relikten jener Zeit, weil diese bedeutungslos wären, sondern weil wir ihre einst komplexe Bedeutung nicht zu entschlüsseln vermögen.

Die Archäologie liefert zu diesem vorschriftlichen Europa unablässig neue frustrierende Rätsel. Auf dem Glauberg vor den Toren Frankfurts wurde kurz vor dem Zweiten Weltkrieg eine ganze Reihe aufwendig gestalteter eisenzeitlicher Überreste gefunden. Bei späteren Ausgrabungen machte man dann eine noch spektakulärere Entdeckung: die beinahe unbeschädigte 1,80 Meter hohe Sandsteinfigur eines gepanzerten Mannes mit Schild, Halstuch und einer bizarren Kopfbedeckung, von der zwei überdimensionierte Klappen abstehen wie merkwürdige Hasenohren. Die Statue entstand offenbar um 500 v. Chr., doch bei ihrem Anblick fühlt man sich unweigerlich an das UFO von Roswell und außerirdische Invasoren erinnert. Es könnte sich um einen Fürsten handeln, einen Kultgegenstand oder das beliebte Logo einer Kette von Karrenwerkstätten. Aber wir wissen es nicht – und so ist diese Figur in äußerst schwankenden Anteilen faszinierend und langweilig zugleich. Fast nahm ich es ihr übel, dass sie zweieinhalb Jahrtausende unbehelligt im Boden gelegen hatte, bis sie nun plötzlich ohne jeden Zusammenhang und erklärende Geschichte aufgetaucht war und Unruhe stiftete. Das Einzige, was wir also mit Gewissheit sagen können, ist, dass jenes Nordwesteuropa, in dem wir leben, auf einem gewaltigen Fundament menschlicher Leistungen ruht, über die wir so gut wie nichts wissen.

Als die Römer auf der Bildfläche erscheinen und Julius Cäsar sein Werk *Der Gallische Krieg* verfasst, ist es, als werde ein riesiger, den gesamten Kontinent verhüllender Vorhang angehoben, und wir erblicken – beschrieben nicht nur von einem direkten Augenzeugen, sondern von dem Mann, der

mehr als jeder andere für die Zerstörung dieser Kultur verantwortlich ist – eine Reihe bestens organisierter, hochentwickelter Gesellschaften, die den Römern mit ihrer Militärtechnik erhebliche Probleme bereiten und zudem über große, robuste, für das raue Wetter auf dem Atlantik konstruierte Schiffe verfügen. Wer Cäsars Bericht liest, fühlt sich hinsichtlich des nordwesteuropäischen Wesens unverzüglich getröstet, und doch sollte man auf der Hut sein. Die erhaltenen schriftlichen Zeugnisse und die für uns nun leichter verständlichen archäologischen Überreste jener Zeit vermitteln die Illusion einer völlig neuen Geschlossenheit und Entschlusskraft, dabei waren alle auch schon genauso eloquent, aggressiv, treulos, heldenhaft, ruhelos und unfähig, bevor diese unerfreulich hochgerüsteten Italiener ankamen.

Der womöglich eindrucksvollste Ort des vorrömischen Nordwesteuropa liegt auf einem Hügel bei Otzenhausen in einer dicht bewaldeten Region des Saarlands. Nur wenige Stätten vermitteln einen so anschaulichen Eindruck davon, wie sehr das Leben der Menschen in weiten Teilen Europas vom Wald bestimmt wurde. Kiefern und Buchen waren mächtige Gegner, ihre Samen breiteten sich unerbittlich aus und eroberten die vom Menschen aufgegebenen Plätze innerhalb einer Generation zurück. Im Mittelalter gestand man Siedlern deshalb während der sogenannten Rodejahre, in denen die Baumwurzeln aus dem Boden gerissen und das Land urbar gemacht wurde, besondere Privilegien zu. Doch sobald die Menschen von Katastrophen wie Kriegen, Pest oder Ernteausfällen heimgesucht wurden, bot sich den Bäumen eine neue Chance, alles zu überwuchern. Die befestigte keltische Siedlung bei Otzenhausen, die über einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten errichtet wurde, war riesig. Man hat ermittelt, dass sie während ihrer größten Ausdehnung (um die Zeit von Cäsars Invasion) aus ungefähr 56 Kilometern Baumstämmen und 240 000 Kubikmetern Stein bestand (was, wie Archäologen dankenswerterweise ausgerechnet haben, der Ladung von etwa neuntausend Güterwaggons entspricht). Der außergewöhnlich hohe Bedarf an Bau- und Feuerholz führte dazu, dass das heute wieder walddreiche Gebiet damals in weiten Teilen abgeholzt war und die wahrscheinlich mit Gehöften gesprenkelte und von breiten Wegen durchzogene Landschaft sich von der jetzigen so sehr unterschied, dass wir sie uns kaum vorstellen können.

Die Siedlung lag, durch einen – zumindest für mich – grauenvoll steilen Anstieg geschützt, auf der Kuppe des Dollbergs und wurde aus einer noch heute sprudelnden Quelle im Zentrum des Areals mit Wasser versorgt.

Erbaut wurde die Anlage einst von den Treverern zur Verteidigung gegen marodierende Sueben. Von all seinen Gegnern zollte Cäsar den Treverern den höchsten Respekt, sie werden im *Gallischen Krieg* mehrfach erwähnt und bereiteten ihm im Laufe seines neunjährigen Feldzugs erhebliches Kopfzerbrechen. Schließlich waren die Römer von dem treverischen Herrscher Indutiomarus derart besessen, dass sie sich zu einer außergewöhnlichen Kampfstrategie entschlossen: Jeder Römer sollte einfach drauflosstürmen und versuchen, sich zu Indutiomarus durchzuschlagen. Auf diese Weise wollte man sicherstellen, dass er auf jeden Fall getötet wurde, egal, wie viele Opfer es kostete.

Da sich die Treverer ständig auf Kriegszug befanden, wurde ihre Festung im Saarland nie angegriffen – zumindest erwähnt Cäsar nichts davon. Allerdings gaben sie die Siedlung im selben Jahr auf, in dem ganz in der Nähe ein römisches Lager gegründet wurde. Ob dies freiwillig geschah oder ob sie von den Römern vertrieben wurden, wissen wir nicht. Die Treverer haben bis heute im Namen der Stadt Trier überlebt (deutlicher erkennbar in der französischen Variante: Trèves), und vermutlich sind auch ihre Gene noch in der ganzen Region zu finden. Das Wissen um die wahren Ursprünge der Befestigungsanlage war jedoch lange verloren, und so ist sie heute unter der vollkommen unhistorischen Bezeichnung »Hunnenring« bekannt, was ihr ein wohliger düsterer Flair verleiht.

Der *Gallische Krieg* ist eine so ungemein fesselnde Lektüre, weil man jetzt endlich von den aus zweiter, wenn nicht gar dritter Hand überlieferten griechischen Gerüchten über die Eigenheiten Nordwesteuropas und den wissenschaftlichen Analysen des Inhalts von Knochengruben mit einem Schlag auf strahlendes Technicolor umschaltet. Natürlich präsentiert Cäsar vor allem sich selbst im denkbar besten Licht, aber zugleich zeigt er sich ungemein interessiert, und das war auch sein damaliges Publikum. Wenn er von der Region zwischen den Flüssen Waal und Maas als der »Insel der Bataver« spricht, vermittelt er uns ganz nebenbei eine Vorstellung davon, dass das niederländische Flusssystem früher sehr viel weitläufiger, wilder und äußerst schwer passierbar gewesen sein muss. Außerdem berichtet er, wie leicht seine Gegner in die hügeligen Ardennen und in nördlicher Richtung in die »Marschen« (ein mittlerweile verschwundenes, aber damals fast amazonasgleiches Sumpfgebiet zwischen den zahllosen Mäandern von Rhein und Maas) ausweichen oder auf die der Küste vorgelagerten Inseln fliehen konnten, wo die Flut sie schützte. Er schreibt über die Belger und die Helvetier

und schildert ihre außerordentliche Tapferkeit, was den *Gallischen Krieg* nicht nur zum Gründungsdokument des Nationalbewusstseins zweier moderner Staaten macht, sondern auch dazu führte, dass im 19. Jahrhundert unzählige Rathauswände mit zweitklassigen (wenn auch höchst unterhaltsamen) Fresken dekoriert wurden, auf denen Männer in Sandalen und mit prächtigen Schnurrbärten abgebildet sind. Cäsar berichtet vom Bau der ersten Brücke über den Rhein, die er wahrscheinlich in der Nähe von Koblenz errichten ließ, aber vor allem handelt sein Buch von Gewalt – von der Überlegenheit der römischen Gewalt über die keltische und von grausamen Massakern und Zerstörungen, nachdem der Widerstand gebrochen war.

Mein Bild der Römer in Gallien (und von Julius Cäsar) ist geprägt von meiner lebenslangen (und erfreulicherweise von meinen Söhnen geteilten) Liebe zu Goscinnys und Uderzos *Asterix*-Geschichten, die in einer Zeit einsetzen, als Cäsar bereits wieder nach Rom zurückgekehrt ist. Für mich gibt es keinen einzigen Aspekt der realen römischen Kultur, der nicht vom beißenden Spott dieser Bücher durchdrungen ist. Ich bin mir ziemlich sicher (und mit dieser Ansicht stehe ich gewiss nicht allein), dass *Asterix als Legionär* das möglicherweise witzigste Buch aller Zeiten ist, wenngleich man fairerweise zugeben muss, dass *Asterix und Kleopatra* einen ebenso berechtigten Anspruch auf diesen Titel anmelden kann. Es steigert den Reiz eines Besuchs der ansonsten zermürend umfangreichen Sammlungen römischen Plunders in den Museen von Metz, Köln oder Mainz ganz ungemain, wenn vom Legionärshelm bis zur Toga tragenden Figur auf einem Grabstein sämtliche Exponate die Erinnerung an diese urkomischen Szenen heraufbeschwören.

Die Wurzeln der *Asterix*-Reihe sind so komplex, dass sie eine eigene Untersuchung verdienen – die Bildergeschichten waren eine Reaktion auf den Einmarsch der Nationalsozialisten und die darauf folgende Besetzung, eine Satire auf die französische Armee (in der Goscinny gedient hatte), eine Auseinandersetzung mit Goscinnys Judentum, eine Kritik an der zunehmenden Amerikanisierung und noch vieles mehr. Vor allem aber dienten sie als eine Art Abrissbirne, die mit schärfstem Spott sämtliche Überbleibsel des Faschismus zertrümmerte, der sowohl in der ursprünglich von Mussolini erdachten Variante als auch in der Vichy-Version die vermeintlichen Werte des Römischen Reichs – Disziplin, Ordnung und würdevolle Strenge – bitter ernst nahm. Nach *Asterix* war es nicht mehr möglich, exakt aufgereichte, Stahlhelm tragende Soldaten und Offiziere mit kantigen Gesichtszügen zu betrachten,

ohne darin etwas anderes zu sehen als das Vorspiel zu einer weiteren burlesken Demütigung durch die gallischen Helden. Denn wie sagt Obelix in, glaube ich, jedem Band so schön: »Die spinnen, die Römer.«

Der Kriegsherr

Eskortiert von seinem wie stets nach Bartwichse, teurem Eau de Toilette und Metallpolitur duftenden Reiterzug, legte Kaiser Wilhelm II. am 11. Oktober 1900 in einem Gestöber aus bizarren Jägermützen, Abzeichen, besonderen Umhängen und Schärpen den Grundstein zu einem der unterhaltsamsten Projekte, die je im nördlich von Frankfurt gelegenen Taunus in Angriff genommen wurden: dem Wiederaufbau des als Saalburg bekannten Römerkastells.

Kaiser Wilhelm hatte viele Fehler, doch seiner kindlich-idealisierenden Schwärmerei für die germanische Vergangenheit haben wir viel zu verdanken. Nordwesteuropa ist übersät mit mehr oder weniger eindrucksvollen römischen Relikten, aber keines verströmt eine Atmosphäre wie die Saalburg. Wilhelm wischte das übliche Zögern und Zaudern der Akademiker kurzerhand beiseite und beschloss, das ganze Ding von Grund auf neu aufzubauen, und zwar so, wie es früher einmal gewesen sein musste. Da dies im Jahr 1900 geschah, kann man sich leicht vorstellen, welch vielschichtiger Beigeschmack dem Unterfangen anhaftete und welche ganz und gar un-asterixische kaiserliche Schicksalsschwere noch drückender in der Luft hing als der Duft von Eau de Toilette. Im Großen und Ganzen handelte es sich bei der Saalburg um eine persönliche Spielerei des Kaisers, wenn auch unterstützt durch eine Handvoll speichelleckender Archäologen, die es eigentlich besser hätten wissen müssen. So bestand der Kaiser beispielsweise auf dem Bau eines Mithras-Tempels, weil der Mithras-Kult einen so militärischen, brüderbündlerischen, initiatorischen und durch und durch männlichen Touch hatte, obwohl es nicht den geringsten Hinweis darauf gab, dass dieser Kult jemals in der Saalburg praktiziert worden war. Das Innere des Tempels ist eine wahre Pracht: Mit seinem blau getünchten, sternensäten Gewölbe und dem riesigen bemalten Reliefbild eines halbnackten Jünglings, der einen weißen Stier tötet, erinnert er an einen altmodischen, vor langer Zeit geschlossenen Nachtclub.

Das Kastell selbst ist eine deutlich ernstere Angelegenheit, ein Eindruck, der bei mir noch dadurch verstärkt wurde, dass ich es im tiefsten Winter

besuchte – weshalb ich auch die Kostümaufführungen und nachgestellten römischen Gastmähler in der Taverne verpasste. Der schneebedeckte Boden und die kahlen Bäume waren hingegen geradezu ideal, um ein Gefühl dafür zu bekommen, wie diese armen römischen Legionäre wie Gary Cooper in einer frostigeren Variante von *Drei Fremdenlegionäre* fernab ihrer Heimat festsäßen, müde in das östliche Dunkel spähten, von Zitronenbäumen träumten und auf den nächsten Angriff der Germanen warteten.

Weiter als bis zur Saalburg sind die Römer jenseits des Rheins nie gekommen. Es muss ein deprimierender Außenposten gewesen sein, aber er diente dem Schutz einer Reihe römischer Niederlassungen entlang des Rhenus (Rheins), die noch heute existieren, auch wenn ihre Namen im Laufe der Zeit gewisse Veränderungen durchlaufen haben: Colonia Agrippina (Köln), Confluentes (am Zusammenfluss – *confluens* – von Rhein und Mosel: Koblenz), Bonna (Bonn, unschwer zu erkennen), Moguntiacum (Mainz), Bingham (Bingen) und Novaesium (Neuss).

Wenn man auf den Wehrmauern der Saalburg entlanggeht, fühlt man sich fast wie ein echter Römer, haucht in die Hände, um sie warm zu halten, und hält Ausschau nach dem strengen, aber gerechten Wachoffizier. Die Mauern selbst erscheinen allerdings ein wenig niedrig. Ob das die antike Realität widerspiegelt oder lediglich Wilhelms Geldbeutel geschont werden sollte, bleibt unklar – jedenfalls suggeriert das Ganze ein recht optimistisches Vertrauen der Römer darauf, die germanischen Stämme würden schon nicht auf die Idee kommen, Trittleitern einzusetzen. Die im römischen Stil gehaltenen Lagerräume beherbergen ein Museum, in dem der übliche alte Plunder ausgestellt wird – unzählige Speerspitzen, Motivollampen, Statuetten, Kellen, Rinnen, Töpfe. Tatsächlich scheint es nicht fair, dass diverse römische Überreste erhalten blieben, weil die unverwüstlichen Materialien, aus denen sie gefertigt wurden, die Zeiten überdauert haben, während die aus Holz und Fasern bestehenden Zeugnisse der umliegenden Kulturen weitgehend verschwunden sind. Man findet in diesem Museum sogar eine verstörende kleine Gewandnadel mit einem Hakenkreuz darauf, die römische Adaptation eines indischen Symbols. Außerdem gibt es eine hervorragende Präsentation zur Größe der unterschiedlichen römischen Militäreinheiten, dargestellt anhand von Playmobil-Figuren, was der Vorstellung ungemein auf die Sprünge hilft, wenn auch sicher nicht in Wilhelms Sinn. Der hineingeschummelte Mithras-Tempel wird durch fantastische Exponate ergänzt, die dem Besucher den Kult näherbringen, etwa in Bezug auf seine (bis heute absolut

rätselhafte) Verwendung von Steinkugeln oder die Art und Weise, wie die Adepten die sieben Weihestufen von Rabe über Bräutigam, Soldat, Löwe, Perser und Sonnenläufer – bezeichnet mit dem wunderbaren Namen *Heliodromus* – bis hin zum Vater durchliefen, aber wie und warum, das werden wir wohl nie erfahren. Allerdings passt es zu den trotz allem anrührend verwirrten Gefühlen des Kaisers in Bezug auf Männlichkeit.

Der nordwestliche Teil des Römischen Reichs wurde einige Male umstrukturiert, aber die wesentlichen Gebietseinheiten *Germania Inferior*, *Gallia Belgica* und *Germania Superior* (*superior* im Sinne von rheinaufwärts gelegen) blieben. *Germania Inferior* erstreckte sich über den Süden der heutigen Niederlande mit dem wichtigen nördlichen Zentrum *Noviomagus* (*Nijmegen/Nimwegen*), das die Rheingabelung – in einen südlichen Arm, die *Waal*, und den weiter nördlich verlaufenden *Nederrijn* – schützte. Von den nördlich davon gelegenen Gebieten, einem undurchdringlichen Dickicht aus Sumpfland und nicht schiffbaren Wasserwegen, hielt man sich fern. Rheinaufwärts reichte *Germania Inferior* bis *Bonn*. *Gallia Belgica* umfasste die gesamte Region vom heutigen *Flandern* bis an die *Somme* und dehnte sich von dort aus weiter nach Osten über die *Champagne*, *Luxemburg* und *Lothringen* bis fast an den *Rhein*. Später wurde die Provinz aufgespalten in einen westlichen Teil und einen östlichen mit der Hauptstadt *Trier*. Ein Kuriosum ist die »*Civitas Tungrorum*«, die bei der Gebietsreform von *Gallia Belgica* auf *Germania Inferior* überging, aber auf obskure Weise eine gewisse Eigenständigkeit bewahrte, die sie später in das Territorium des Fürstbistums *Lüttich* hinüberrettete (eine erstaunlich beständige, ausgedehnte geografische Absurdität, die sämtliche potenziellen Welteroberer in den Wahnsinn getrieben hat, bis sie schließlich 1795 von den französischen Revolutionstruppen im *Orkus* versenkt wurde). Die letzte der drei Provinzen, *Germania Superior*, erstreckte sich entlang des *Rheins*, auch über das rechte Ufer hinaus, wo die *Saalburg* ein wichtiges Verteidigungselement bildete, und dann weiter hinab zum *Zürichsee* und *Genfersee*. Ihre Schlüsselstädte waren *Mainz* und *Argentum* (*Straßburg*), Ersteres die entscheidende militärische Basis zur Versorgung der *Kastelle* (eine Tatsache, der wir ein ganz besonders geisttötendes Museum voller Töpfe, *Kurzschwerter* und *Speerspitzen* verdanken, die beim Überqueren des *Rheins* versehentlich ins Wasser gefallen sind).

Mitte des 3. Jahrhunderts führten wiederholte germanische Angriffswellen und eine allgemeine Krise im Römischen Reich dazu, dass die *Saalburg* und weitere *Kastelle* aufgegeben wurden und man die Grenze zurück an

den Rhein verlegte. Die römischen Herrscher hielten sich noch lange genug, um von Konstantins Hauptstadt Trier aus das Christentum durchzusetzen und Strukturen und institutionelle Grundlagen zu schaffen, die phasenweise zwar unter erheblichen Druck gerieten, aber bis heute Bestand haben.

Als Krönung meiner spaßigen Saalburg-Erfahrung erblickte ich schließlich über dem Haupt einer Statue des Kaisers Antoninus Pius eine steinerne Tafel mit der Inschrift: WILHELM II., SOHN FRIEDRICHS III., ENKEL WILHELMS DES GROSSEN, BAUTE IM FÜNFZEHNTEN JAHR SEINER HERRSCHAFT ZUM EHRENVOLLEN GEDENKEN AN SEINE VORFAHREN DAS LIMESKASTELL SAALBURG WIEDER AUF. Auf dem Sockel der Statue werden dann drei große Namen miteinander verknüpft: IMPERATORI ROMANORUM TITO AELIO HADRIANO ANTONINO AUGUSTO PIO (die römischen Kaiser Hadrian und Antoninus Pius) GUILIELMUS II IMPERATOR GERMANORUM (und unser alter Freund, der deutsche Kaiser Wilhelm).

Der aus Wilhelms Sicht irritierendste Aspekt der Saalburg muss jedoch der Umstand gewesen sein, dass er, während er freudig auf den Wehrmauern herumspazierte und sich als höchst professioneller, aber durchaus leutseliger römischer Befehlshaber gebärdete, der in das von Barbaren bevölkerte Dunkel hinausstartete und auf den nächsten Angriff wartete, in Wirklichkeit ein Germane war und in die falsche Richtung schaute. Zum Schutz vor Menschen wie ihm war die Saalburg einst errichtet worden.

Childerichs kostbare Bienen

Es gibt wohl kaum etwas, das so vernichtend und unbrauchbar ist wie die Bezeichnung »finsteres Mittelalter«. Finster klingt zunächst einmal recht witzig nach Orks und Elfen, und es impliziert ein sehr niedriges Niveau, von dem wir Menschen uns seit jenen Zeiten ins Licht hochgearbeitet haben (wobei die Gegenwart musikalisch vom letzten Satz aus Beethovens neunter Symphonie untermalt wird). Doch der Schaden, den dieses Wörtchen »finster« anrichtet, ist immens. Ein einfacher Test besteht darin, sich spontan eine europäische Szenerie aus jener Zeit vorzustellen. Und? Schien die Sonne? Natürlich nicht. Für gewöhnlich ähnelt unser Bild von dieser langen, komplexen Epoche, die von den letzten Jahrzehnten des Römischen Reichs bis etwa um die Zeit der Schlacht von Hastings reicht, mehr oder weniger dem Cover eines Heavy-Metal-Albums.

Je weiter eine Epoche zurückliegt, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass ihre materiellen Erzeugnisse längst zerstört wurden, und das ist ein Problem. Im Laufe der Jahrhunderte wurde in Lotharingen ununterbrochen gebaut, und dabei wurden Steine aus älteren Bauten wiederverwendet, weshalb die Spuren früher Kirchen und Paläste weitestgehend vernichtet sind. Konkret heißt das, wir können uns schlicht nicht vorstellen, dass der riesige, freudlose Kölner Dom lediglich der letzte Vertreter in einer langen Reihe von Bauten sein soll, die bis zu einem römischen Tempel zurückreicht. In vielen der großen Kirchenbauten entlang des Rheins gibt es Schaukästen, in denen mehr oder weniger auf Vermutungen beruhende Modelle ihrer frühen Vorgänger zu sehen sind. Im Allgemeinen beginnt diese Entwicklung mit einer geweihten Holzhütte, die eher an ein windschiefes Kinderspielhaus erinnert. So schwer lastet das »finstere« Mittelalter auf unseren Schultern, dass wir fast nicht umhinkönnen, die Erbauer dieses klapprigen Kirchleins vor uns zu sehen, wie sie auf dem schlammigen Boden umherschlittern, über das undichte Dach schimpfen und darüber, dass niemand in der Lage zu sein scheint, eine vernünftig schließende Tür zu konstruieren. Es scheint nur eine Frage der Zeit, bis die Mauern wieder einmal über den zähnefletschenden, in Felle gehüllten, die Streitaxt schwingenden Gläubigen zusammenbrechen. In Wahrheit müssen diese heute nicht mehr existierenden Kirchen außerordentlich schön gewesen sein – erbaut nach römischen und byzantinischen Vorbildern und ausgestattet mit allerlei herrlichen Dingen aus dem römischen Kaiserreich, von denen nichts erhalten geblieben ist.

Noch ein weiteres, vergleichbares Problem macht dem »finsternen Mittelalter« zu schaffen: Unsere heutigen Städte liegen häufig an exakt derselben Stelle wie die damaligen (derselbe Flussübergang, derselbe Hafen) und wurden einfach obendrauf gebaut. An zahllosen Stellen wurden dadurch die älteren Bauten zerstört. Wahrscheinlich hat schon einmal jemand zumindest annähernde Berechnungen dazu angestellt, wie sehr jedes weitere Jahrhundert die Chance verringert, dass aus einer bestimmten Epoche überhaupt noch etwas zu finden ist. Der berühmte fette Junge, der 1666 auf den Ofen des Bäckers aufpassen sollte, sich stattdessen mit Pasteten vollstopfte und einschief, woraufhin fast ganz London abbrannte, ist nur ein Mitglied jenes elitären Zirkels, der im Laufe der Zeit in einem Moment der Unachtsamkeit für Chaos und Verwüstung sorgte. Wenn in sämtlichen Haushalten einer im Wesentlichen aus Holzhäusern bestehenden Ansiedlung mit offenem Feuer hantiert wird, muss man sich nicht wundern, dass so viele Städte mehr als

einmal vor der Notwendigkeit standen, alles wieder von Neuem aufzubauen. Wir wissen viel über die Schrecken jüngerer Datums – etwa den Schießpulverunfall, der 1654 einen Großteil der Stadt Delft zerstörte –, aber tatsächlich ereigneten sich auch in früheren Jahrhunderten an jedem einzelnen Tag irgendwo Katastrophen, weil jemand mal wieder nachlässig oder ungeschickt war.

Die unzähligen Kriege haben natürlich noch sehr viel mehr Schaden angerichtet und Stadt um Stadt in Schutt und Asche gelegt. Es wird sehr oft von Kriegen die Rede sein in diesem Buch, auch wenn ich mich bemüht habe, ihren Anteil so gering wie möglich zu halten, denn mit Blick auf die südlichen Niederlande oder die Pfalz könnte es sonst auf Dauer recht monoton werden. Bei jedem Zusammenbruch der bestehenden Ordnung, jedem gewaltsamen Griff nach der Herrschaft landeten materielle Zeugnisse der Vergangenheit auf dem Scheiterhaufen. So gingen etwa bei der Belagerung von Straßburg 1870 und der nahezu vollständigen Zerstörung der Katholischen Universität Löwen 1914, zwei Ereignisse aus jüngerer Zeit, viele Tausend alte, jahrhundertlang von Archivaren gehütete Urkunden, Schätze und Geschichten verloren. Das wahre »finstere« Zeitalter ist in dieser Hinsicht die erste Hälfte der 1940er Jahre, als – gewissermaßen als Nebenprodukt des industriellen Tötens – auch große Teile der Vergangenheit vernichtet wurden. Ein kleines und doch eindruckliches Beispiel dafür ist der unschätzbar wertvolle Kodex mit Darstellungen der Visionen der heiligen Hildegard von Bingen, die in den 1170er Jahren entweder von Hildegard selbst oder unter ihrer Aufsicht gezeichnet wurden. Der Kodex wurde bei der Tragödie, die Anfang 1945 über Dresden hereinbrach, zerstört. Wie die darin enthaltenen Illustrationen aussahen, wissen wir (abgesehen von einigen Schwarzweißfotografien) heute nur noch, weil einige Nonnen rein zufällig in den 1930er Jahren ebenso präzise wie wunderschöne Kopien davon angefertigt hatten. Und so existieren dank der uralten Tradition des kontemplativen Kopierens heute immerhin noch Abbildungen dieser fragilen kleinen Zeugnisse einer verstörenden Genialität, die fast acht Jahrhunderte überdauerten, bis sie in einer Bombennacht untergingen.

Was ich auf diese höchst umständliche Weise sagen möchte, ist, dass die auf das Römische Reich folgende Epoche nur deshalb als »finster« gilt, weil sie von den Ereignissen zahlreicher späterer Jahrhunderte überlagert wurde – wobei ich hier nur die menschlichen Aktivitäten berücksichtigt habe, ganz so schweigen von den verheerenden Auswirkungen von Schimmel, Mäusen,

Blitzschlag oder Feuchtigkeit. Unsere eigene »Hausbibliothek« etwa erlitt katastrophale Verluste durch einen zahmen Hasen namens Dusty, der im Laufe seines kurzen Lebens die Rücken unzähliger Bücher angefressen hat. Meine Ausgabe von Hermann Hesses *Narziss und Goldmund* ist mir nicht nur deshalb lieb und teuer, weil ich sie schon so lange besitze, sondern auch wegen der Knabberspuren, die die Erinnerung an Dusty lebendig halten.

Wann war auch der letzte prächtige römische Stoff in der Sonne derart brüchig geworden, dass er im Abfall landete? Und doch ist die Entsorgung eines zerschissenen Kleidungsstücks von untergeordneter Bedeutung, verglichen mit den nahezu uneingeschränkt erfolgreichen Bemühungen der ersten christlichen Jahrhunderte, sämtliche Spuren des ursprünglichen Heidentums in Europa auszurotten – ein Problem, das aus heutiger Perspektive oftmals übersehen wird. Wenn wir uns mit den Jahrhunderten des Übergangs vom Römischen Reich zum mittelalterlichen Europa beschäftigen, nehmen wir, ohne uns dessen bewusst zu sein, den Standpunkt bestimmter Gemeinschaften ein. Dass Karl der Große das Reich der Awaren zerstörte und all ihr Gold raubte, lesen wir mit Wohlwollen, weil wir uns gewissermaßen emotional in Karls Tross einschleichen. Dabei ist überhaupt nicht erwiesen, dass die Kultur der Awaren, die mehr als zwei Jahrhunderte lang Mitteleuropa beherrschten, wertlos war und uns in ihrem Reich nicht ein ebenso blühendes Dasein beschieden gewesen wäre. Oder gehen wir noch weiter zurück, zu den Alemannen (nach denen die Franzosen Deutschland *Allemagne* nennen), die im heutigen Südwesten Deutschlands und im Elsass lebten und von dem fränkischen Herrscher Chlodwig unterworfen wurden. Natürlich sind wir die Erben des Christentums, allerdings nur auf eine passive, unbeteiligte Weise – uns in diesen alten Auseinandersetzungen auf eine bestimmte Seite zu schlagen, entbehrt jeder Grundlage. Ich könnte natürlich mein Missfallen über die heidnischen Mätzchen der Sachsen und Wikinger äußern, aber als jemand mit teils englischen, teils irischen Wurzeln dürfte ich eher ihre Gene geerbt haben als die der Franken.

Ein besonders anschauliches Beispiel für diese Problematik findet sich in Tournai. Heute gehört die Stadt zu Belgien, doch jahrhundertlang war sie eine unter französischer Herrschaft stehende Enklave, eingezwängt zwischen den Grafschaften Flandern und Hennegau, ein klassischer Knotenpunkt, den jede Armee – von den römischen Legionären bis zu den alliierten Truppen 1944 – früher oder später passierte. Ich könnte allerdings auch sagen, dass Tournai ein fantastisches historisches Palimpsest ist, ein Ort, der meine

Schritte stets ein bisschen federnder werden lässt. Während einer Zugreise musste ich dort einmal am späten Abend umsteigen und stellte fest, dass mir gerade genug Zeit blieb, meine Tasche durch die Eiseskälte das kurze Stück bis zum fassförmigen Turm Heinrichs VIII. zu schleppen und einen Blick auf den großen, düsteren, an einen steinernen Gasometer erinnernden Bau zu werfen, der mich jedes Mal aufs Neue mit Staunen erfüllt. Was Tournai im aktuellen Kontext so bemerkenswert macht, ist das in den 1650er Jahren bei Arbeiten am Hospice Saint-Brice wiederentdeckte Grab des fränkischen Herrschers Childerich I. Dieser zufällige Fund versetzte seine Entdecker mit einem Schlag zurück an das Ende des 5. Jahrhunderts, noch zweihundertfünfzig Jahre vor die Zeit Karls des Großen. Es war das Jahrhundert nach dem Zusammenbruch des Weströmischen Reichs, und Nordwesteuropa war – wenn auch mit vermutlich deutlich kleineren Städten und eingeschränktem Handel – immer noch stark römisch geprägt. Childerichs Sohn Chlodwig I. ließ sich taufen, vereinigte die fränkischen Stämme und gründete die Dynastie der Merowinger, die erst an ihr Ende kam, als der Vater Karls des Großen den Letzten von ihnen in ein Kloster steckte.

Der Umgang mit dem wiederentdeckten Childerich-Grab entsprach nicht gerade höchsten Ansprüchen an kuratorische Sorgfalt. Dank des glücklichen Umstands, dass Tournai im 17. Jahrhundert zu den Spanischen Niederlanden gehörte und unter der gütigen und klugen Verwaltung Erzherzog Leopold Wilhelms stand, ließ sich das Ganze zunächst noch recht gut an. Als großzügiger Kunstsammler beauftragte Leopold Wilhelm Jean-Jacques Chifflet, einen Altertumsforscher aus der ebenfalls unter spanischer Herrschaft stehenden Franche-Comté, mit der Erstellung eines wunderbaren Buchs über das Grab. Darin finden sich detaillierte Zeichnungen von den zahllosen außergewöhnlichen Stücken, mit denen Childerich begraben worden war – verschiedenste wunderschöne goldene Objekte, von einem Stierkopf bis hin zu Münzen, dazu Schnallen, eine Kristallkugel, Siegelringe und filigrane Cloisonné-Arbeiten. Doch dann wendete sich das Glück. Als Leopold Wilhelm sein Amt niederlegte, nahm er den Schatz mit nach Wien und hinterließ ihn später seinem Neffen, Kaiser Leopold I. Dieser schenkte ihn Ludwig XIV., der keinerlei Interesse an den Präsenten zeigte und sie einfach einlagerte – eine der vielen Gelegenheiten, bei denen sich Ludwig als ziemlich enttäuschend erwies. Zwar überlebten die Preziosen die Revolution, doch 1831 wurden sie gestohlen, teilweise eingeschmolzen und der Rest in alle Winde zerstreut. Die größte ästhetische Nachwirkung des Schatzes entfalteten viele

Dutzend kleiner goldener Bienen (eventuell waren es auch Zikaden), die als Schmuckbesatz eines unbekanntes Gegenstands, möglicherweise eines Umhangs, gedient hatten, der bei der Öffnung des Grabes längst verrottet war. Auf der Suche nach einem passenden Symbol für seine Dynastie – die alten Lilien waren in der neuen Ära aus naheliegenden Gründen nicht mehr wohlgefallen – beschloss Napoleon, diese Bienen zu seinem kaiserlichen Emblem zu machen, und nahm sie nicht nur in sein Wappen auf, sondern verteilte sie so gut wie überall, sogar auf Joséphines Pantoffeln. Ganze Bienenschwärme zieren die Dekors des napoleonischen Kaiserreichs, und es gehört zu den traurigeren Aspekten von Bonapartes Niederlage und Exil, dass sie anschließend – bis auf eine flüchtige Auferstehung unter seinem Neffen Napoleon III. – aus der dekorativen Kunst verschwanden.

Den Schatz selbst kann man (abgesehen von einigen Bienennachbildungen) in Tournai zwar nicht mehr bewundern, aber dafür gibt es ein großartiges archäologisches Museum, in dem alles präsentiert wird, was wir heute noch über die gewaltigen Dimensionen von Childerichs Grab und einigen damit in Zusammenhang stehenden Bestattungen wissen. Da sich sein Sohn Chlodwig zum Christentum bekehrte, war es das letzte der sagenhaften Begräbnisse der späten heidnisch-fränkischen Herrscher. So wurden nicht weniger als einundzwanzig Streitrösser in einem Grabhügel auf dem offensichtlich weitläufigen geweihten Areal beigelegt, in dessen Zentrum Childerichs Leichnam ruhte. Einer wenig später ganz in der Nähe bestatteten Adligen wurden unter anderem eine Schere, Bernstein und ein Weinsieb ins Grab gelegt, was auf europaweite Handelsbeziehungen schließen lässt. Je länger man diese Schildbuckel, Halsbänder, Nadeln und nicht zuletzt einen schmucken, furchteinflößenden Scramasax (welch herrliche Bezeichnung für ein langes Messer) betrachtet, desto deutlicher wird, dass es sich hier um eine hochentwickelte, selbstbewusste Zivilisation gehandelt hat, die nur leider vor sehr langer Zeit existierte und deren Errungenschaften von der neuen christlichen Führung unter Chlodwig, der seine Hauptstadt von Tournai nach Paris verlegte, nicht mehr wertgeschätzt wurden. Weshalb die Erinnerung an Childerichs Grab verloren ging, bleibt ein Rätsel, da seine dynastische Bedeutung (im Gegensatz zur religiösen) noch lange nachwirkte. Irgendwie geriet der König der Salfranken mit seinen Lieblingssperden, seiner Kristallkugel, seinen Bienen und seinem Scramasax in Vergessenheit und verschwand schließlich unter Kirchengebäuden, bis er nach fast zwölfhundert Jahren zusammen mit seinen Schätzen wieder ans Tageslicht geholt wurde.

Die Herrschaft der Heiligen

Aus Gründen, an die ich mich nicht mehr erinnern kann, schein ich mich von jeher mit den Gedichten des großen religiösen Mystikers Henry Vaughan beschäftigt zu haben, der im 17. Jahrhundert lebte. Während der Arbeit an diesem Buch kam mir immer wieder sein verzweifertes Gedicht »Verderbnis« in den Sinn, in dem er voller Schmerz darüber nachsinnt, ob der Mensch irgendwann »in jenen frühen Tagen« nach der Vertreibung aus dem Garten Eden vielleicht noch

*... ein wenig leuchtete und durch diese schwachen Strahlen
Erahmend schaute seine Geburt.*

Vaughan steht am Ende einer Tradition, der zufolge sich die Gegenwart immer weiter von den Zeiten menschlichen Glücks entfernt. Bald darauf – über den genauen Zeitpunkt herrscht Uneinigkeit – verwarfen einige Europäer diese Sichtweise und begannen an eine Welt zu glauben, zu deren Verbesserung und Entwicklung sie selbst aktiv beitragen könnten: Es war die Geburtsstunde jener Immer-höher-immer-weiter-Haltung in Bezug auf den Fortschritt der Menschheit, die wir – trotz einiger verheerender Rückschläge – noch heute vertreten.

Wer die rheinischen, niederländischen oder flämischen Sakralbauten des Mittelalters besucht, fühlt sich nicht selten bedrückt von diesen zumeist gewaltigen Relikten einer langen, eindrucksvollen Tradition: Die moderne Menschheit, jetzt nur noch »Stein und Erde« – um es mit Vaughans Worten auszudrücken –, war einst groß und bedeutend. Die Landschaft in diesem Teil Europas ist übersät mit Kirchen, in denen sich ein altes, nie verstummendes Flehen um Gnade manifestiert. Hier widmeten Mönche und Nonnen ihr Leben der Fürsprache für die gefallene Menschheit, damit diese im Kampf gegen die Versuchungen des Teufels bestehen und so der durch Jesu Opfertod verheißenen Erlösung teilhaftig werden konnte. Doch die Menschen jener Zeit fühlten sich nicht nur aus dem Garten Eden vertrieben, sondern auch aus der alten, klassischen Welt. Die mittelalterlichen Herrscher Westeuropas waren regelrecht besessen von dem Gedanken, nur noch die Nachfahren vergangener Größe zu sein. Ihre Kriegszelte und Paläste waren mit gigantischen Wandteppichen ausgekleidet, die Julius Cäsar und Alexander den Großen zeigten. Zu den Mahlzeiten lasen Mönche ellenlange Schilderungen der

außergewöhnlichen Taten von Hannibal und Pompeius vor, was mit der Zeit doch ziemlich eintönig gewesen sein dürfte. Auch diese Tradition beginnt erst im 18. Jahrhundert zu bröckeln, möglicherweise unter dem Eindruck der immer weniger überzeugenden Darstellungen Ludwigs XIV., der verzweifelt versuchte, so würdevoll dreinzublicken wie einst Scipio, was allein schon daran scheiterte, dass er dabei eine alberne Perücke auf dem Kopf trug. Letztlich kann man weite Teile der europäischen Geschichte nur verstehen, wenn man sich bewusst macht, dass diese in hohem Maß von Wehmut, Melancholie und Nostalgie geprägt war. Die Menschen wähten sich im Niedergang, immer neuen Versuchungen ausgesetzt und im ständigen Ringen mit einer Gegenwart, die sie fast ausschließlich anhand biblischer und lateinischer Vorbilder interpretierten, die ihnen aus einer älteren, mächtigeren Welt überliefert worden waren.

In diesem Licht betrachtet, erscheint Europa als ein alter, gequälter Kontinent voller Kirchen und Klöster. Diese Stätten, an denen die meisten heute achtlos vorübergehen, waren Zeugen des jahrhundertelangen Kampfes gegen fremde Eroberer. Sie haben frühen Heldenmut und Aufopferung erlebt, Gemeinschaften, die gezwungen waren, mit beinahe leeren Händen wieder von vorn anzufangen, nachdem ihre Stadt niedergebrannt und ein Großteil der Menschen versklavt und fortgeschleift worden war. Während sich die römische Herrschaft allmählich veränderte und schließlich ganz wegbrach, wurde das künftige Lotharingen ab dem 4. Jahrhundert von immer neuen Eroberungswellen überrollt. Schon 275 n. Chr. machten germanische Volksstämme die römische Siedlung Colonia Ulpia Traiana (Xanten) dem Erdboden gleich, und für die dort lebenden Menschen folgten Jahrhunderte der Schmach und Demütigung. Andererseits konnten solche Überfälle auch schlicht zur Gründung einer neuen Stadt führen, und so vergingen viele Jahrhunderte (etwa bis ins 11. Jahrhundert, als die Wikinger schließlich sesshaft wurden), in denen auf Katastrophen, von denen wir aus schriftlichen Zeugnissen wissen, mehrere Generationen sich einfach nur ihrem ganz normalen, undokumentierten Alltag widmeten.

Sobald man sich dieser alten Vergangenheit bewusst wird, entdeckt man ihre Spuren überall. Xanten ist dafür ein gutes Beispiel. Der Dom der Stadt wurde über den Gebeinen des heiligen Viktor errichtet, eines römischen Legionärs, der wegen seines christlichen Glaubens im örtlichen Amphitheater hingerichtet worden war (das, nebenbei bemerkt, sehr hübsch wieder aufgebaut wurde, sodass man dort heute seltsam schlaffe, als Gladiatoren

verkleidete Männer dabei beobachten kann, wie sie Pseudokämpfe mit Plastikwaffen austragen – ein wirklich harter Job). Der heilige Viktor war einer von vielen Angehörigen der Thebäischen Legion, die einer sehr verkürzt überlieferten, konfuse Legende zufolge 286 n. Chr. von Ägypten nach Gallien verlegt wurden und sich an den Ufern des Genfersees weigerten, ihrem neuen Glauben abzuschwören. Daraufhin habe man sie an Ort und Stelle niedergemetzelt – was allerdings mit der Tradition kollidiert, dass Viktor in Xanten hingerichtet worden sein soll. Aber ob er nun am Genfersee oder in Xanten ermordet wurde, diese Thebaner sind an vielen religiösen Stätten in der gesamten Region anzutreffen. Xanten – dessen Name von *ad Sanctos* abgeleitet ist und auf den Ort »bei den Heiligen« verweist – ist nur eine davon. Zwei weiteren standhaften Thebanern, dem heiligen Felix und seiner Schwester Regula, wurde das Zürcher Grossmünster geweiht. Den beiden gelang zusammen mit ihrem Diener die Flucht vor dem Massaker vom Genfersee. In Zürich jedoch wurden sie eingeholt und an Ort und Stelle enthauptet – woraufhin sie ihren abgeschlagenen Kopf aufhoben, vierzig Schritte gingen, noch einmal beteten und erst dann starben.

Sehr schön präsentiert werden die Legionäre auch in der herrlichen Trierer Kirche St. Paulin. Das erste Gotteshaus an dieser Stelle entstand als Schrein für die Thebäische Legion. Im Lauf der Jahrhunderte wurde die Kirche mehrmals zerstört und 1674 schließlich von französischen Truppen in die Luft gejagt. Das hatte die erfreuliche Nebenwirkung, dass St. Paulin in den 1740er Jahren neu erbaut wurde, woran unter anderem der unvergleichliche Johann Balthasar Neumann beteiligt war, der Meister spätbarocken Zuckerwerks. Ein gigantisches Deckengemälde im Kircheninnern scheint so ziemlich alle Angehörigen der Thebäischen Legion zu zeigen, die auf höchst raffinierte Weise den Märtyrertod erleiden. Doch die eigentliche Überraschung wartet in der Krypta, wo die Reliquien der Thebäischen Legion einigermaßen sonderbar arrangiert sind. Unter anderem stehen dort drei Schädel dicht nebeneinander, die auf irritierende Weise an ein Doo-Wop-Trio erinnern – und dem kleinsten Schädel in der Mitte traut man ohne Weiteres die freche Falsettstimme zu.

Das gleichermaßen kinotaugliche weibliche Pendant zur Thebäischen Legion bilden die heilige Ursula und ihre elftausend Jungfrauen, die 451 n. Chr. von den Hunnen abgeschlachtet wurden. Es gibt verschiedene Theorien bezüglich der Zahl elftausend. Nach der wohl plausibelsten war Ursula bei ihrem Martyrium eine elfjährige Jungfrau. Mönche sollen später beim

Kopieren der Legende dann so dilettantisch herumgeschludert haben, dass nach diversen Durchgängen schließlich die heute verbreitete Version aus ihren Federkielen floss. Womöglich hat nicht einmal Ursula selbst jemals existiert. Doch ihre Geschichte taugte als Erklärung für die schier unerschöpfliche Menge an menschlichen Überresten, die in Köln im 12. Jahrhundert in einem alten römischen Gräberfeld oder einem längst vergessenen Pestfriedhof entdeckt wurden. Zusammen mit den Gebeinen der Legionäre gab es nun ein gewisses Überangebot an Reliquien, wodurch Ursula und ihre Jungfrauen zu recht preisgünstigen Beigaben wurden: Überall tauchten ihre Knochen auf, manchmal (etwa beim *Transi* des René de Chalon in Bar-le-Duc) gar als eine Art Garnierung über einer Zusammenstellung hochwertiger Heiligenreste. In der Kölner Kirche St. Ursula gibt es eine Wand, an der die Knochen dicht gedrängt zu schauerlichen Mustern angeordnet wurden – es sind einfach zu viele, um sie anderswo unterzubringen.

Später wurden diese Märtyrer zu klassischen Motiven der rheinischen und flämischen Malerei, die Werke von außerordentlicher Schönheit und Eigentümlichkeit hervorbrachte. Doch es waren nicht bloß alte Legenden, die hier dargestellt wurden – auf diese religiösen Überlieferungen ging die Gründung realer Kirchenbauten und ganzer Städte zurück, von denen manche zum Zeitpunkt der Entstehung der Gemälde schon fast tausend Jahre alt waren. Die Suche nach diesen Ursprüngen entwickelt sich (bei mir zumindest) mit der Zeit zu einer schlechten Angewohnheit. Die geradezu magische Kathedrale von Metz etwa steht da, wo sie steht, weil die Stadt 451 n. Chr. von den Hunnen vollständig zerstört wurde und nur ein kleines, dem heiligen Stephan geweihtes Heiligtum auf einer Hügelkuppe auf wundersame Weise verschont blieb. Als die Ambitionen der örtlichen Geistlichen immer größere Ausmaße annahmen, begann die städtische Obrigkeit den Schauplatz des Wunders zu verfluchen, da das begrenzte Areal auf der Hügelkuppe sehr komplizierte und damit teure Aufschüttungen und Stützmaßnahmen erforderlich machte, um ausreichend Platz für die späteren Versionen des Gotteshauses zu schaffen. Doch dieser war naturgemäß begrenzt, was wiederum der Grund ist für die gedrungene, schachtelförmige und gleichwohl faszinierende Gestalt der heutigen Kathedrale.

Vor allem das Rheinland muss man sich gewissermaßen wie ein Äquivalent zur Tempelanlage in Angkor Wat vorstellen – ein dichtes Geflecht aus Kirchen, Kathedralen, Klöstern, Kapellen und Heiligtümern mit den dazugehörigen Städten, Dörfern und Gutshöfen, die ihrer Versorgung dienten.

Über weite Strecken bestand die wichtigste Funktion dieses Komplexes darin, große Wellen religiösen Eifers zu erzeugen in der Hoffnung, dass die Menschheit (oder zumindest ein Teil davon) gerettet werden möge. In ein von düsteren Schatten erfülltes, atmosphärisches Ungetüm wie den Mainzer Dom hätte wahrscheinlich der ganze Rest der mittelalterlichen Stadt hineingepasst. Unterdessen wurde das Leben der Einwohner durch einen ausgeklügelten Kreislauf von Feiertagen, Bußperioden, Prozessionen, Messen und Gebeten bestimmt, die häufig mit besonderen Zunft- oder Familienkapellen in Verbindung standen. Ein Großteil der Bevölkerung arbeitete direkt oder indirekt für die Kathedrale und die von ihr abhängigen Besitzungen, bestenfalls in der Funktion eines Kanonikus (Stellungen, die für die jüngeren Brüder führender Adliger reserviert waren) bis hinunter zu den kirchlichen Leibeigenen, die die Feldarbeit verrichteten. Und auch viele Mönche waren faktisch nichts anderes als eine spezielle Variante bäuerlicher Leibeigener, denen zudem noch der Verkehr mit Frauen verwehrt blieb.

Die großen Heiligtümer lockten Pilger aus ganz Europa an, für die eine Wallfahrt gewöhnlich der Höhepunkt ihres Lebens war. Der Versorgung dieser Wallfahrer diente ein ausgefeiltes System von Herbergen, Wegkapellen und Gasthäusern, in denen einfache Mahlzeiten angeboten wurden. Trier, die kurzzeitige Hauptstadt des Römischen Reichs mit ihren vielen Gebäuden aus römischer Zeit – darunter die alte, später in eine Kirche umgewandelte Audienzhalle Konstantins des Großen –, war ein besonders beliebtes Ziel. Die Porta Nigra, Triers einschüchternd knorriges, massiges römisches Stadttor, hat bis heute überdauert, weil ein griechischer Wandermönch sich Anfang des 11. Jahrhunderts darin niederließ und die Ortsansässigen derart beeindruckte, dass die Porta nach seinem Tod in eine sehr merkwürdig aussehende Kirche mit angeschlossenem Chorherrenstift umgewandelt wurde. Napoleon machte dies schleunigst wieder rückgängig und ließ den Bau von seinen mittelalterlichen Ausschmückungen befreien, sodass er am Ende wieder annähernd römisch aussah. Die größte Anziehungskraft in Trier übt jedoch die Abtei Sankt Matthias aus. Unerklärlicherweise war ich der Ansicht, ich hätte sie noch nie besucht, und während ich die endlos lange Saarstraße entlanglief, wunderte ich mich, wie sehr sich die Außenbezirke deutscher Städte mit ihren chinesischen Restaurants und türkischen Lebensmittelhändlern alle zu gleichen schienen. Erst als ich vor der Abtei mit ihrer unverkennbaren Zuckergussfassade stand, begriff ich, dass ich die Saarstraße schon einmal entlanggegangen war. Und so stand ich als unfreiwilliger Wieder-

holungspilger (die gleichgültigste Variante überhaupt) zum zweiten Mal vor dem schlichten steinernen Sarkophag des heiligen Matthias, jenes Apostels, der den Platz des Judas eingenommen hatte. Als einziger Jünger Jesu hat Matthias seine letzte Ruhestätte nördlich der Alpen, möglicherweise holte Konstantin persönlich seine sterblichen Überreste nach Trier. Niemand weiß, seit wann Wallfahrer das Heiligtum des Matthias besuchen. Die ältesten in der Abtei aufbewahrten Pilgerzeichen stammen jedenfalls aus dem 17. Jahrhundert. Eine berühmte Pilgerstrecke nach Trier nimmt ihren Ausgang in Köln – als Wallfahrtsort ebenfalls nicht zu verachten, befindet sich im dortigen Dom doch der funkelnde Schrein mit den Reliquien der Heiligen Drei Könige, dessen Anblick noch sämtliche militärischen, religiösen und gesellschaftlichen Bedrohungen in die Knie gezwungen hat.

Nun aber weiter im Text! Obwohl ich die letzten zehn Jahre damit verbracht habe, Sakralbauten in ganz Nordwesteuropa zu besuchen, bekomme ich einfach nicht genug davon. Immer wieder stoße ich auf Merkwürdiges oder vollkommen Unerwartetes. Die Stadt, in der ich in einem anderen Leben wohl am liebsten aufgewachsen wäre, ist Maastricht – eine perfekte Mischung aus Vergangenheit und Moderne, und darüber hinaus scheint mir das Verhältnis von Konditoreien zur Einwohnerzahl hier attraktiver zu sein als irgendwo sonst auf der Welt. Aber das absolute Highlight in Maastricht ist die Sankt-Servatius-Basilika. Servatius, ein aus Armenien stammender Wandermönch, starb Ende des 4. Jahrhunderts in der Stadt, und noch heute kann man über ein paar Stufen zu seinem Grab hinabsteigen. Natürlich wurde im Laufe der Jahre an der Grabstätte einiges verändert, aber wie eh und je steht man dort in einer eiskalten, klostrophobischen Kammer, umgeben von uraltem Gemäuer. Die hohe Stufe am Eingang ist von den vielen Pilgerfüßen so ausgetreten, dass in der Mitte eine tiefe Mulde entstanden ist. Wir wissen zum Beispiel, dass Karl Martell zum Beten herkam (er war auch ein bedeutender Förderer der Basilika und brachte hier seinen Dank dar, nachdem er 737 an Servatius' Geburtstag in Narbonne ein Omajjaden-Heer besiegt hatte), ebenso Karl der Große, Karl V., Philipp II. und in jüngerer Zeit Johannes Paul II. Die Kirche über dem Grab fiel mehrere Male Eroberern oder Unglücksfällen zum Opfer, doch diese winzige, kühle Gruft hat es irgendwie geschafft, sämtliche Unbilden zu überstehen.

Rheingold

Bei der ersten Erwähnung des Helden Siegfried heißt es im Nibelungenlied über ihn: »In seiner besten Zeit, als er jung war, konnte man von Siegfried die wunderbarsten Taten berichten.« Welche Taten das waren, darüber erfahren wir nichts, und so ist eines der größten Werke der europäischen Literatur von Beginn an von einem bitteren Gefühl der Melancholie durchzogen, erzählt es doch nur von jenen Ereignissen, die mit dem Verrat an Siegfried und seinem Tod enden. Wenn wir doch bloß etwas von diesen »wunderbarsten Taten« lesen könnten! Gab es Zeiten, in denen tatsächlich jemand diese Geschichten kannte, oder bildeten sie schon immer nur einen imaginären, wehmütigen Hintergrund? Richard Wagner, der Teile des Nibelungenlieds für seinen vierteiligen Opernzyklus *Der Ring des Nibelungen* plünderte, versetzt das Publikum ebenfalls in ein »Danach«: Vor dem Einsetzen seiner Handlung war die Welt ein unberührtes Idyll, beherrscht durch die Macht von Wotans Speer. Glückliche Tage, bevor der germanische Gott seine ziemlich beschränkten Managerqualitäten unter Beweis stellt, indem er zwei Baumeistern zum Lohn für ihre Dienste seine Schwester überlässt, und die Rheintöchter, Europas attraktivstes, aber unfähigstes Sicherheitsteam, einem Größenwahnsinnigen Zwerg erklären, wie er ihr Gold stehlen kann. Ich liebe beide Versionen der Nibelungensage und summe, beinahe ohne es zu merken, glücklich Passagen aus dem *Ring* vor mich hin, während ich in der Regionalbahn von Köln nach Bad Godesberg sitze oder durch das Siebengebirge wandere, wo Brünhild angeblich einst geschlummert haben soll.

Wagners Opern sind unverkennbar ein Produkt des 19. Jahrhunderts, zum Nibelungenlied selbst gibt es dagegen keine verlässliche Datierung. Die Version, über die wir verfügen, stammt vom Ende des 12. Jahrhunderts. Über den Verfasser wissen wir nur, dass er seine Verse an den Höfen entlang der Donau vortrug. Das Epos enthält eine Fülle älteren Materials, doch wir werden nie erfahren, was genau es war und woher es stammte. Bei Siegfrieds Einführung hören wir zudem, dass er aus Xanten stammt. Obwohl die Stadt später kaum noch erwähnt wird – und wahrscheinlich einfach nur für »irgendwo weit weg am Niederrhein« steht –, wurde dieses winzige Häppchen Lokalkolorit vom modernen Xanten (der »Perle am Rhein«) weidlich ausgeschlachtet. Es gibt nicht nur nach Siegfried benannte Straßen, sondern auch ein Siegfried-Museum und den *Nibelungen-Express*, ein Touristen-Bähnchen, mit dem man sich durch die überschaubare Innenstadt kutschieren lassen kann, wenn man

es etwas bequemer mag oder nicht mehr so gut zu Fuß ist. Die Präsentation des Xantener Siegfried-Museums ist (genau wie die in seinem Wormser Pendant) so ernsthaft, tiefgründig und auf den Punkt gebracht, dass vergleichbare Einrichtungen zu literarischen Themen in der englischsprachigen Welt vor Scham im Boden versinken müssten. Als besonderes I-Tüpfelchen entdeckte ich bei meinem Besuch dort einen Raum, der nationalsozialistischen Grundschulbüchern gewidmet war, die sich mit der Völkerwanderung beschäftigten, jenen Jahrhunderten also, in denen verschiedene germanische Stämme Europa besiedelten. Das Hervorragende an dieser Ausstellung war, wie geschickt sie den Besucher dazu verleitete, sich gegen finstere Ungeheuerlichkeiten zu wappnen. Nervös betrachtete man all die Abbildungen von schnurrbärtigen Treckführern und ihren Frauen mit komplizierten Frisuren, von blonden jungen Männern beim Kampf, beim Hausbau oder bei der Arbeit in der Schmiede. Natürlich hatten die Illustrationen selbst so gut wie nichts Nazihafes an sich, aber durch das, was Lehrer und Schüler in ihren Gesprächen und durch ihren voreingenommenen Blick auf sie projiziert hatten, wurden die Bilder so sehr vergiftet, dass das eine nun nicht mehr vom andern zu trennen ist.

Die Geschichte Siegfrieds ist auch für den Erzähler eindeutig in einer sehr fernen Vergangenheit angesiedelt. Manches darin kann mit tatsächlichen Ereignissen des frühen 5. Jahrhunderts und den letzten Tagen des Römischen Reichs in Verbindung gebracht werden, doch aufgrund ihrer Faszination für Magie und unverkennbar fiktionale epische Heldentaten ist die Sage eine unzuverlässige Führerin. Dass Hagen einen großen Schatz im Rhein versenkt, könnte durchaus einen realen Hintergrund haben, denn als die Hunnen und andere Völkerschaften nach Westen vordrangen und über die Städte herfielen, wurden zahllose Reichtümer versteckt, die man später nicht mehr wiederfand. Außerdem schwingt darin ein Echo jener Zeiten mit, als der Rhein, bevor er im 19. Jahrhundert verengt, eingedeicht und seine Strömungsgeschwindigkeit beschleunigt wurde, eine ernst zu nehmende Goldquelle war und zahlreiche Menschen an seinen Ufern dem schrecklichen Geschäft des Goldwaschens nachgingen. In der Geschichte steckt überdies großartiges Material zum Stellenwert von Fehden und ihren verheerenden Auswirkungen auf ganze Geschlechter, wenn immer neue männliche Angehörige in die Auseinandersetzungen verwickelt und infolge einer ursprünglich trivialen Kränkung in den Untergang gerissen werden. Die Vermutung, dass einige Höfe aufgrund der vielen Fehden, Jagden, Duelle und Kriege

zeitweilig vor allem aus Witwen und Nonnen bestanden, scheint nicht völlig aus der Luft gegriffen.

Während Wagner nur einzelne Bruchstücke der Geschichte verwendet, ist Fritz Langs zweiteiliges Filmepos *Die Nibelungen* (1924) eine sehr viel umfassendere Adaptation und bis heute einer der Höhepunkte der Stummfilmära, ein Werk, das ich mir immer wieder mit Genuss anschauen kann. Im Xantener Museum ist sogar ein großes Modell des Drachen ausgestellt, mit dem beim Erscheinen des Films in Berlin dafür geworben wurde. Der Schauspieler, der den Siegfried verkörpert, wirkt zwar reichlich absurd, aber er ermöglicht dem Zuschauer immerhin eine Zeitreise in die Welt der viktorianischen Bühnentheatralik – und außerdem macht er sich einfach großartig auf dem berühmten Szenenbild mit dem tödlichen Speer im Rücken. Von Siegfried einmal abgesehen sind die *Nibelungen* ein Meisterwerk künstlerischer Gestaltung – niemals sah das frühe Mittelalter früher und mittelalterlicher aus: Ritter, Burgen, Zwerge, Boote, Drachen, alles einfach perfekt. Dank des großzügigen Einsatzes geometrischer Art-déco-Muster verströmen einige Szenen ein dezentes Zwanzigerjahre-Cocktailbar-Flair, was dem Vergnügen nicht den geringsten Abbruch tut. Die spektakuläre Szene, als Kriemhild sich weigert, der Königin Brünhild auf der kolossalen Freitreppe vor dem Wormser Dom den Vortritt zu lassen, und so die Ereignisse in Gang setzt, die die Dynastie zu Fall bringen und so ziemlich jeden in diesem Film auf grausame Weise vernichten, lässt die tatsächlichen Domstufen (in Wirklichkeit nicht mehr als eine Handvoll) zu einer abgrundtiefen Enttäuschung werden.

Wenden wir uns nach diesem kurzen Werbeeinschub für den Film nun wieder der realen Epoche zu, in der die Nibelungensage angesiedelt ist. Es steht außer Zweifel, dass in den Jahrhunderten nach dem Zusammenbruch des Römischen Reichs die Bevölkerungszahlen in Europa sanken und das Wirtschaftsaufkommen schrumpfte. Aber es gab auch überraschend kontinuierliche Entwicklungen – vor allem den unübersehbaren Aufstieg des Christentums, das sämtliche barbarischen Eindringlinge dazu brachte, ihren heidnischen Göttern abzuschwören, die neuen Christen assimilierte und seine Strukturen im Großen und Ganzen bewahrte. Städte wie Köln scheinen ihre religiöse, kultische und administrative Funktion nie verloren zu haben. Die *lingua romana* entwickelte sich unter dem Einfluss des Germanischen und Arabischen auf dem Gebiet des früheren Reichs zwar in unterschiedliche Richtungen, doch im 9. Jahrhundert wären andalusische und

Pariser Christen immer noch in der Lage gewesen, einander zu verstehen – auch wenn jeder den anderen wohl ein wenig drollig gefunden hätte –, und die mit der Zeit zunehmend altmodisch klingende lateinische Kirchenliturgie bereitete niemandem größere Schwierigkeiten. Fremde Invasoren hingegen, die kein Latein beherrschten, nahmen einfach einen zitternden Mönch gefangen und bildeten ihn zum Gesprächspartner aus. Das germanische Sprachgebiet reichte damals weiter nach Süden als in der Gegenwart. Die jetzige französisch-belgische Grenze spiegelt diese alten Verhältnisse noch wider, und ihr Verlauf war vor über tausend Jahren, als etwa in Boulogne und Dünkirchen noch eine germanische Frühform des Flämischen gesprochen wurde, schon ebenso konfus wie heute. Umgekehrt scheint die *lingua romana* auch nach dem Untergang des Römischen Reichs in heute rein germanischen Städten wie Trier weiterhin stark verbreitet gewesen zu sein, bis eine Vielzahl von Kriegen und kleineren Völkerwanderungen die Menschen in Bewegung setzte und Grenzen entstehen ließ, die bis in die 1950er Jahre hinein umstritten bleiben sollten.

In jener Zeit war die Region noch mit den gigantischen Bädern, Palästen und Kirchen der Römer übersät. Xanten, wo die aufgegebene römische Stadt gleich neben der mittelalterlichen liegt, ist ein interessantes Beispiel, an dem sich der Prozess in Reinform beobachten lässt. Stück für Stück wurden die römischen Bauten niedergelegt und eine neue Stadt errichtet, und der geduldige Transfer der alten Steine, die bis heute deren Keller und Fundamente bilden, zog sich über mehrere geheimnisumwobene Jahrhunderte hin. Während dieser Zeit verrichteten Mönche ein vergleichbares Erhaltungswerk im Bereich der Literatur, indem sie die lateinischen Texte immer wieder aufs Neue kopierten und umschrieben. Die Manuskripte moderten zwar stetig vor sich hin, doch dank der emsig kritzelnden Mönche in den Skriptorien blieben einige Schlüsseltexte der Alten Welt, die fortwährend neu abgeschrieben wurden, dem Schimmel und der Feuchtigkeit stets eine Federlänge voraus. In gewisser Weise schufteten diese Mönche ebenso hart wie die Bauern auf den Feldern. Ohne ihre Bemühungen wäre nichts von den antiken Schriften erhalten geblieben, und wir hätten keine Ahnung von Tacitus und seinen Freunden. Eine besondere Rolle spielten ohne Zweifel die irischen Mönche am Hof Karls des Großen. Als die Iren zum Christentum bekehrt wurden, verfügten sie über keine eigene Schrift. Als sie diese dann später entwickelten, legten sie großen Wert auf die Gestaltung und Klarheit der Buchstaben. Da sich auf dem schludrigeren Kontinent mit der Zeit alle möglichen schlechten

Angewohnheiten eingeschlichen hatten, holte man die Iren herüber, damit sie die Schriftsysteme überholten und ihre kristallklare Grammatik einführten.

Der Faden, der uns mit diesen alten Texten – selbst aus nachrömischer Zeit – verbindet, ist nur hauchdünn. Von der wundervollen, im 6. Jahrhundert verfassten *Regula Benedicti*, einem der humansten und klügsten Texte aller Zeiten, gibt es zwei Versionen. Die Variante, die ich in Übersetzung lese, existiert nur aufgrund einer einzigen, am Hof Karls des Großen möglicherweise direkt aus Benedikts Original angefertigten Kopie, die wiederum von einem Mönch abgeschrieben wurde, dessen Exemplar sich inzwischen in der herrlichen Abtei von Sankt Gallen befindet. Ungefähr einmal im Monat sollte jeder Benedikts Regularium zur Hand nehmen und über die Bedeutung dieser Worte nachdenken. Ich stocke immer wieder seltsam fasziniert bei der abfälligen Beschreibung der »Gyrovagen« (welch magische Bezeichnung), der übelsten Art von Mönchen: »Immer unterwegs, nie beständig, sind sie Sklaven der Launen ihres Eigenwillens und der Gelüste ihres Gaumens.«

Der Ruf des Olifants

Im Gegensatz zu den Engländern und Franzosen mit ihren mächtigeren Einheitsstaaten waren die Menschen deutscher Zunge jahrhundertlang dazu verdammt, in kleinen und mittelgroßen Staaten ohne nennenswertes politisches Gewicht zu leben, was nationalistische deutsche Historiker des 19. Jahrhunderts mit einem geradezu obsessiven Gefühl der Scham erfüllte. Wie in einer endlosen, frustrierten Kneipendiskussion nach einem katastrophalen Fußballspiel gingen sie unermüdlich die Archetypen vergangener Größe und vergangenen Scheiterns durch. Was war der Grund für die deutsche Zersplitterung? Welcher Kaiser hätte Deutschland durch bessere Schusstechnik und ein geschickteres Coaching an die Spitze der Liga bringen können? (In mancher Hinsicht war dies eine durchaus fruchtbare Diskussion. Sie bescherte den Deutschen eine gewisse Auswahl an Konterfeis auf Banknoten und Statuen auf Marktplätzen, führte zur Restaurierung und zum Wiederaufbau von Pfalzen, Krypten und Burgen und brachte mehrere Quadratkilometer von Wandfresken sowie großartige Opern hervor, an denen man sich wochenlang ergötzen könnte.) Jeder Kaiser erhielt eine bestimmte Punktzahl, deren Höhe davon abhing, wie viele Gebiete im Osten er unter christliche Herrschaft gebracht hatte, wie sehr er sich um die Zentralisierung des

Heiligen Römischen Reichs bemüht hatte und wie spezifisch deutsch seine Prioritäten gewesen waren. Herrscher wie Heinrich der Vogler, Otto der Große und Friedrich Barbarossa ragten mit ihren Ergebnissen weit aus der Masse heraus. Aber auch diejenigen, die der Gedanke an ein vereintes modernes Deutschland zu Recht mit Sorge erfüllte, fanden ihre Helden – in dem ungekrönten Kaiser Wenzel etwa, der in seiner trunkenen Unfähigkeit den Fliehkräften des deutschen Regionalismus einen gewaltigen Schub verliehen hatte. Doch der größte Held war und blieb für alle unbestritten Karl der Große.

Im Zürcher Grossmünster gewinnt man einen guten Eindruck von der Ehrfurcht, die Karl dem Großen entgegengebracht wurde. Diese außergewöhnliche Kirche wurde während der Reformation nahezu vollständig von Schmuck befreit. Die Heiligenstatuen und bildlichen Darstellungen, die den Innenraum bis dahin korallengleich überwuchert hatten, wurden allesamt heruntergerissen, von den Wänden gekratzt und zerstört, bis die Kirche schließlich als Inbegriff von Zwinglis Vision einer unmittelbaren Beziehung der Gläubigen zu Gott dastand, bar jeder Vermittlung und bildlichen Ablenkung, die als Fallstrick und Trug galten. Einzig eine gigantische spätmittelalterliche Statue Karls des Großen, des vermeintlichen Gründers des Bauwerks, durfte erhalten bleiben.

Es war eine kluge Entscheidung, dass man in den 1930er Jahren im Zuge von Restaurierungsarbeiten beschloss, Karl den Großen von der Außenseite des Turms herunterzuholen, dort oben eine Kopie anzubringen und die Originalstatue in der Krypta aufzustellen. Die finster dreinblickende, bis an die Decke reichende Statue ist übersät mit Verwitterungsspuren, Pockennarben, alten Flechten und Gesichtsrekonstruktionen. Dieser Karl, der jahrhundertlang Rauch und Vogeldreck ausgesetzt war und im 18. Jahrhundert um ein Haar durch ein gewaltiges Feuer zerstört worden wäre, ist eine respekt-einflößende Gestalt, die die Krypta zu einer ungewöhnlichen, surrealen Kultstätte macht. Es fehlen nur noch mit schwimmenden Blüten gefüllte rituelle Schalen, tropfende Öllampen, Tempelwächter in schicken Uniformen und Gläubige, die ihre Stirn auf den kühlen Steinboden pressen – dazu noch ein paar Fahnen und vielleicht irgendetwas Schauerliches mit Tieren.

Karl der Große, der den Papst überredete, ihn am Weihnachtstag des glückverheißenden Jahres 800 in einer prunkvollen Zeremonie zum neuen römischen Kaiser zu krönen, übte einen so starken Einfluss auf sein Umfeld aus und traf derart fundamentale Entscheidungen, dass wir uns immer noch

